1,40 DM / Band 107
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 750 / Luxemburg F 26 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,25 Lm. / Spanien P 65



Die Geier und der Wertiger

John Sinclair Nr. 107

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 22.07.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Geier und der Wertiger

George McKammit blieb stehen und kratzte sich im struppigen Vollbart. »Hattest du schon mal Todesahnungen?« fragte er seinen Begleiter.

Abel Grogger schüttelte erschrocken den Kopf.

»Mensch, was soll das denn?«

»Ich habe sie in diesem Augenblick!« sagte McKammit. Er blickte sich furchtsam um.

»Willst du mich das Gruseln lehren?« fragte Grogger ärgerlich.

»Spürst du denn nichts?«

»Verdammt noch mal, nein!«

»Gefahr, Abel. Sie ist ganz in der Nähe!« Abel Grogger schluckte. Er musterte den Freund besorgt. So hatte er George noch nicht erlebt.

Was war los mit ihm? Hatte ihm der Whisky nicht gutgetan, den sie in der rauchigen Spelunke getrunken hatten?

Das konnte sich Grogger nicht vorstellen, denn George McKammit war ein geeichter Trinker. Der konnte schon einiges hinter die Binde gießen, ohne umzukippen.

Eine halbe Flasche konnte der leeren, ohne daß man ihm hinterher überhaupt etwas anmerkte.

Deshalb konnte Grogger den derzeitigen Zustand des Freundes nicht verstehen. Soviel hatten sie doch gar nicht gepichelt.

Na schön, einige Gläschen mehr als der Normalverbraucher verkraftet, waren es schon gewesen.

Aber rechtfertigte das gleich unheimliche Todesahnungen? Auch Grogger blickte sich nun ängstlich um.

Sie befanden sich im Hafen von Bombay.

Es war Vollmond.

Stille herrschte auf dem nächtlichen Kai. Grogger und McKammit waren in der Spelunke geblieben, bis man sie hinausgeworfen hatte.

Und nun waren sie auf dem Weg zu ihrem Schiff, um sich in die Koje zu schmeißen und für den Rest der Nacht eine Mütze voll Schlaf zu nehmen.

»Jemand ist hinter uns her, Abel«, behauptete McKammit. Er rollte furchtsam mit den Augen.

»Ich sehe niemand.«

»Das macht nichts. Ich fühle ihn.«

»Dann laß uns abhauen. Warum bleibst du hier so lange stehen? Willst du darauf warten, daß etwas passiert?«

Jetzt kratzte sich auch Grogger in seinem Vollbart, als hätte er von seinem Freund ein paar Läuse geerbt.

Ringsherum ragten Kräne auf. Wie Skelette von vorsintflutlichen Tieren muteten sie an.

Das Meer wirkte wie ein riesiger schwarzer Stein, dessen Oberfläche glattgeschliffen war.

Grogger zupfte McKammit am Ärmel. »Komm. Nun komm doch schon! Geh endlich weiter!«

Er hatte plötzlich das Gefühl, sein Freund würde totenblaß werden.

»A-Abel!« stammelte McKammit. Seine Augen weiteten sich. Er schluckte trocken.

Grogger blickte in die Richtung, in die sein Freund sah. Im nächsten Moment übersprang sein Herz einen Schlag.

Aus der Dunkelheit schälte sich eine Gestalt. Zweifellos ein Mensch. Ein Mann. Eigentlich kein Grund, sich so zu erschrecken.

Aber McKammit hatte Grogger mit seiner Angst so angesteckt, daß auch er meinte, von diesem Mann ginge eine spürbare Bedrohung aus.

Der Fremde war nur undeutlich zu sehen. Das war eigenartig, denn

auf diese Entfernung hätte man ihn deutlicher erkennen müssen.
Es hatte den Anschein, als würde zwischen den beiden britischen Seeleuten und jenem Mann ein trüber Schleier in der Luft hängen.
»Wir sollten ihn nicht beachten!« sagte Abel Grogger gepreßt. »Er geht uns nichts an. Tun wir doch einfach so, als wäre er Luft für uns.«
»Luft!« raunte George McKammit. »Sieh nur, wie sie auf einmal flimmert. Ich sage dir, da geht es nicht mit rechten Dingen zu.«
»Ein Grund mehr, die Beine in die Hand zu nehmen.«
McKammit konnte seinen Blick nicht von dem Fremden losreißen. Der Mann näherte sich ihnen mit geschmeidigen – katzenhaften – Bewegungen.
»George, wenn du jetzt nicht mit mir kommst…«
»O mein Gott!« preßte McKammit in diesem Augenblick entsetzt hervor.
Abel Grogger warf einen nervösen Blick auf den Fremden. Er traute seinen Augen nicht.
Was sie ihm vermittelten, war unfaßbar. Der Mann war auf einmal kein richtiger Mensch mehr.
Er war zum Tier geworden. Aber auch das war er nicht richtig. Er war halb Mensch, halb Tier.
Halb Mann – halb Tiger!
Wertiger nennt man das wohl! schoß es Abel Grogger durch den Kopf, während ihm vor Schreck der Atem stockte.
Panik stieg in ihm hoch. Das Monster kam geduckt näher. In seiner Furcht wußte Grogger nicht mehr, was er tun sollte.
Eine Art Automatik setzte in ihm ein. Sie ließ ihn herumwirbeln und die Flucht ergreifen.
An George McKammit dachte er in diesem schrecklichen Moment nicht. Er konnte nichts für den Freund tun.
George mußte sich schon selbst in Sicherheit bringen, und das tat McKammit auch. Mit langen Sätzen hetzte er hinter Grogger her.
Er wagte keinen Blick zurückzuwerfen. Sein Gesicht war angstverzerrt. Er hoffte verzweifelt, sein Leben nicht durch dieses Scheusal verlieren zu müssen.
Verstört erreichten die britischen Seeleute ihr Schiff. Sie stürmten über die Gangway an Bord und verkrochen sich zitternd unter Deck. Noch lange glaubten sie nicht, in Sicherheit zu sein.
Erst als der Morgen graute und sie der Teufel noch nicht geholt hatte, wußten sie, daß sie der Bestie entkommen waren.

***

Ich war allein in Bombay! Ohne Mandra Korab, meinen indischen Freund. Ich hatte versucht, ihn zu erreichen, doch Mandra machte Urlaub. Ausgerechnet in Amerika, was wirklich weit vom Schuß lag.

Und ich mußte auf Suko verzichten. Der Chinese laborierte in London an einem schmerzhaften Muskelriß, den er sich beim Karate-Training zugezogen hatte. Suko wurde von seiner Freundin Shao gepflegt, und ich konnte mir vorstellen, wie sehr er diese Pflege genoß.

Tja, wie kommt ein Oberinspektor von Scotland Yard nach Bombay? Nun, das ist rasch erklärt.

In letzter Zeit trieb in dieser 5,5-Millionen-Einwohner-Stadt ein Wertiger sein Unwesen.

Er war an verschiedenen Orten aufgetaucht, hatte die Leute zu Tode erschreckt und bereits ein Opfer gerissen.

Deshalb hatten die indischen Behörden sich mit den englischen Behörden in Verbindung gesetzt und auf höchster Ebene um Amtshilfe gebeten.

Daraufhin hatte mich mein Vorgesetzter, Superintendent Sir Powell, in sein Büro gebeten, mir den Sachverhalt erklärt und anschließend lakonisch gesagt: »Ich möchte, daß Sie sich darum kümmern, John.«

»In Ordnung, Sir. Wann soll ich fliegen?«

»Noch heute. Ich lasse sofort Ihr Ticket reservieren.«

»Okay.«

Sir Powell hatte sich erhoben und mir – was absolut nicht die Regel war – die Hand gereicht.

»Ich wünsche Ihnen viel Glück, John.«

»Danke, Sir.«

»Vertreten Sie Scotland Yard erfolgreich.«

»Ich werde mir die größte Mühe geben.«

Nach diesem kurzen Gespräch hatte ich mein Büro aufgesucht, um ganz schnell reinen Tisch zu machen.

Was nicht so dringend war, schloß ich in den Schrank ein. Was wichtig war, übergab ich meiner Sekretärin Glenda Perkins zur Erledigung.

Das hübsche schwarzhaarige Mädchen, bei dem ich einen großen Stein im Brett habe, beobachtete mich bei meiner hektischen Aktivität.

»Das sieht ja beinahe nach Flucht aus, John.«

»Ach wo. Der Chef hat mir nur soeben meinen Resturlaub von 1975 bewilligt, und den trete ich jetzt sofort an, damit er es sich nicht noch mal anders überlegen kann.«

Glenda lachte. »Von wegen Urlaub. Er hat Ihnen einen neuen Fall übertragen.«

»Woher wissen Sie das?«

»Na hören Sie, ich kenne doch unseren Alten. Darf man fragen, was läuft?«

»Ein Wertiger läuft in Bombay herum.«

Glenda wurde ernst. »Sehen Sie sich vor, John!«
»Seien Sie unbesorgt. Ich habe nicht die Absicht, mich von dieser Bestie zerfleischen zu lassen«, erwiderte ich, hauchte dem Mädchen einen freundschaftlichen Kuß auf die Stirn und verließ mein Büro.
Und nun irrte ich schon seit zwei Tagen durch Bombay, ohne bisher die Spur des Wertigers gefunden zu haben.
Ich hatte mit mehreren Menschen über die Bestie zu sprechen versucht, doch man hatte auf meine Fragen zumeist nur mit hartnäckigem Schweigen reagiert.
Die Leute hatten Angst.
Ich konnte das verstehen.
Im Zuge meiner Recherchen war mir zu Ohren gekommen, daß in der vergangenen Nacht zwei britische Seeleute eine unheimliche Begegnung mit dem Monster gehabt hatten.
Ich hoffte, daß meine Landsleute nicht ebenfalls verstockt schwiegen, sondern den Mund aufmachten und mit mir über ihre Wahrnehmung und ihr Erlebnis reden würden.
Ihr Schiff hieß MONA LISA.
Es verdiente diesen Namen jedoch nicht, denn es war ein häßlicher alter Kahn, der vom Rost schon ziemlich angeknabbert und sehr bald reif fürs Verschrotten war.
Irgend jemand von der Versicherung war nicht bereit gewesen, die MONA LISA unter Vertrag zu nehmen, deshalb lag der Kahn nun schon seit zwei Wochen im Hafen von Bombay und durfte nicht auslaufen.
Der Versicherungsagent hatte einige Reparaturen zur Bedingung gemacht, ehe es zwischen seiner Gesellschaft und dem Eigner des Schiffes zu einem Abschluß kommen konnte.
Die Reparaturen aber waren teuer, und das Geld dafür war noch nicht vorhanden. Angeblich mußte es erst in England aufgetrieben werden.
Doch welche Bank gibt schon gern Geld für einen Seelenverkäufer wie die MONA LISA? Wo das Schiff doch ein hoffnungsloser Fall und ohnedies kaum noch zu retten war.
Während über ihre Köpfe hinweg verhandelt wurde, waren Abel Grogger und George McKammit gezwungen, in Bombay zu bleiben, obwohl sie der Stadt gern – nach ihrem gestrigen nächtlichen Erlebnis – den Rücken gekehrt hätten.
Ich traf die beiden bärtigen Gesellen an Bord ihres Schiffes. Sie wirkten verängstigt, nervös und waren nicht ausgeschlafen.
Ich hatte nicht erwartet, daß sie mich gleich in ihr Herz schließen würden, aber die Reserviertheit, mit der sie mir begegneten, obwohl ich mich ausgewiesen hatte, gefiel mir nicht.
Ich gewann sie erst für mich, als ich sie zu einem Drink einlud.

Daraufhin tauten sie auf.
Wir gingen an Land.
»Wohin begeben wir uns?« fragte ich.
McKammit und Grogger musterten mich von Kopf bis Fuß.
»Sie möchten's sicher stinkfein haben«, meinte Grogger.
»Ich fühle mich überall wohl. Wo waren Sie gestern abend?«
McKammit rümpfte die Nase. »In einer üblen Spelunke. Das ist nichts für Sie, Sinclair.«
»Dorthin gehen wir«, entschied ich.
McKammit hob die Schultern. »Meinetwegen. Aber sagen Sie hinterher nicht, wir hätten Sie nicht gewarnt.«
»So schlimm wird's schon nicht sein.«
Wir suchten das schäbige Hafenlokal auf, in dem sich der Abschaum von Bombay und von den vor Anker liegenden Schiffen ein Stelldichein gab.
Illustre Gestalten lungerten an den dreckigen, zerkratzten Tischen herum. An den vom Rauch gelb gewordenen Wänden hatten sich Hunderte von Matrosen aus aller Welt verewigt.
Da war der Ian aus Schottland, der Sven aus Schweden und der Pjotr aus Rußland…
Es gab ein Geheimnis, weshalb die Spelunke so gut besucht war, und das war der hervorragende Whisky, der hier verkauft wurde.
In ganz Bombay konnte man keinen besseren kriegen, das wußten die Seeleute.
So etwas spricht sich naturgemäß schnell herum.
Wir ergatterten einen Platz im Hinterzimmer. Hier war es nicht ganz so dreckig wie draußen.
Ich bestellte eine Flasche Whisky und eröffnete die Runde, indem ich mir ein kleines Glas einschenkte.
Der Rest sollte meinen Landsleuten bleiben. Sie langten erfreut zu, kippten erst einmal mehrere Gläser, ehe sie bereit waren, über ihr Erlebnis von der vergangenen Nacht zu sprechen.
»Ich habe ihn schon gespürt, ehe er noch zu sehen war«, erzählte George McKammit. »Sechsten Sinn nennt man so etwas, nicht wahr, Oberinspektor?«
»Manche Menschen haben eine ausgeprägte Antenne für Gefahren«, bestätigte ich. »Andere wiederum verfügen nicht über die Gabe der rechtzeitigen Wahrnehmung.«
»Er zum Beispiel«, sagte McKammit und wies mit dem Daumen auf die Brust seines Freundes. »In dieser Beziehung ist Abel eine absolut taube Nuß. Als ich ihn auf die Gefahr aufmerksam gemacht hatte, hat er nicht einmal was gemerkt.«
Grogger schüttelte ärgerlich den Kopf. »Gott, was er sich darauf nun wieder einbildet.«

»Ich habe den besseren Riecher.«
»Ich bin eben nicht so ein großer Angsthase wie…«
»Wie wer?« blaffte George McKammit.
»Wie du!«
»Du nennst mich einen Angsthasen? Verdammt noch mal, wer ist denn gerannt, daß er beinahe die Absätze von den Schuhen verloren hätte?«
»Bist du etwa stehengeblieben, du Held?«
Die beiden wären sich doch tatsächlich in die Wolle geraten, wenn ich nicht dazwischengefunkt hätte.
Sie besänftigten ihre erhitzten Gemüter mit einigen weiteren Whiskys.
Als die Flasche leer war, hatte ich noch nicht allzuviel erfahren, deshalb forderte ich die beiden Seeleute auf, mir draußen an Ort und Stelle zu zeigen, wo ihnen der Wertiger begegnet war.
Obwohl sie eine Menge Alkohol im Blut hatten, gingen sie noch schnurgerade.
Ich hatte noch keine trinkfesteren Typen kennengelernt als diese beiden.
Wir schlenderten am Wasser entlang. McKammit blieb plötzlich stehen und sagte: »Hier hatte ich auf einmal quälende Todesahnungen. Es war scheußlich.«
»Und wo tauchte der Fremde auf?« wollte ich wissen.
»Dort«, sagte McKammit.
Ich wandte mich an Grogger. »Würden Sie diese Position einnehmen?«
»Okay.« Abel Grogger trottete davon. In einer Entfernung von zwanzig Yard blieb er stehen. Langsam drehte er sich um.
»Versuchen Sie den Mann von gestern nacht zu beschreiben«, bat ich McKammit.
Dieser schüttelte den Kopf. »Kann ich nicht.«
»Wieso nicht? Haben Sie schlechte Augen?«
»Ich sehe wie ein Falke.«
»Dann müßten Sie den Mann doch ganz genau gesehen haben. Es war Vollmond.«
»Richtig. Aber zwischen dem Kerl und uns war etwas.«
»Was?«
»Eine Art Schleier. Der Mann verbarg sich dahinter.«
»Handelte es sich um einen Inder oder um einen Europäer?«
»Das weiß ich nicht.«
»Wie war er gekleidet?«
»Sie müssen mich für einen ausgemachten Trottel halten, aber auch darauf kann ich Ihnen keine Antwort geben.«
»Kann ich zurückkommen, Oberinspektor?« rief Abel Grogger.

Ich nickte und winkte ihn zu mir. Auch er sprach von diesem eigenartigen Schleier. Auch er war nicht in der Lage, den Fremden zu beschreiben.

»Plötzlich fing die Luft an zu flimmern«, berichtete George McKammit mit belegter Stimme. »Und dann hatten wir auf einmal einen Wertiger vor uns.«

»War der denn deutlich zu sehen?« fragte ich.

»Ganz deutlich«, bestätigten mir beide Seeleute.

»Und der Schleier…?«

»War nicht mehr vorhanden«, sagte McKammit.

»Hat das Monster Sie angegriffen?«

»Dazu ließen wir es nicht kommen. Wir ergriffen Hals über Kopf die Flucht.«

»Das war das Beste, was Sie tun konnten.« Die Unterhaltung geriet ins Stocken. Grogger und McKammit waren im Geist mit ihrem schrecklichen Erlebnis beschäftigt. Sie gaben mir auf meine weiteren Fragen nur knappe, manchmal sogar unpassende Antworten.

Wir gingen ein Stück weiter. Allmählich kam das Gespräch wieder in Schwung. »Wann werden Sie mit der MONA LISA auslaufen?« erkundigte ich mich.

»Das wissen die Götter«, antwortete Grogger. »Ich würde lieber heute als morgen in See stechen«, sagte McKammit.

»Das kann ich verstehen«, bemerkte ich.

»Früher war Bombay eine Stadt, auf die ich mich freute«, sagte Grogger. »In Zukunft wäre es mir jedoch lieber, wenn wir darum herum einen großen Bogen machen würden.«

»Haben Sie schon mal von der schwarzen Sekte gehört, Oberinspektor?« fragte McKammit.

Ich horchte auf. »Nein. Was wissen Sie von ihr? Das interessiert mich.«

»Die Mitglieder dieser neuen Sekte sollen zu vielen Dingen fähig sein«, berichtete McKammit. »Angeblich haben sie ein Bündnis mit den Mächten der Finsternis geschlossen und werden von diesen mit schwarzmagischen Kräften versorgt. Es heißt, daß sie Tote aufwecken können. Sie können über ihre Mitmenschen Krankheit, Siechtum und Tod bringen. Es liegt angeblich auch in ihrer Macht, bei anderen Menschen Halluzinationen hervorzurufen.«

»Wer steht dieser schwarzen Sekte vor?« wollte ich wissen.

»Wir kennen seinen Namen nicht«, sagte McKammit. »Sie huldigen dem Bösen. Wahrscheinlich ist einer aus ihrer Mitte von der Hölle mit der Fähigkeit der Metamorphose ausgestattet worden, wodurch es ihm möglich wurde, sich in einen Wertiger zu verwandeln.«

»Aus wie vielen Mitgliedern besteht die Sekte?«

McKammit zuckte überfragt mit den Schultern. »Mir kam zu Ohren,

daß nur die verkommensten Menschen Aufnahme finden. Personen, die das Böse immer schon in ihrem Blut getragen haben.«

»Können Sie mir sagen, wo diese schwarze Sekte ihren Sitz hat?«

»Nicht direkt in Bombay.«

»Wo?«

»Außerhalb. Es heißt…« McKammit sprach nicht weiter. Aus seinem Gesicht, soweit es vom struppigen Bart nicht zugedeckt war, wich alle Farbe.

Sein Blick war starr nach oben gerichtet.

»Nein!« stieß im selben Moment Grogger überwältigt hervor.

Auch er schaute entsetzt zum Himmel hinauf.

Ich hörte ein Kreischen und Krächzen und wirbelte auf den Hacken herum.

Und dann sah auch ich sie – die skelettierten Geier, die uns im Sturzflug angriffen!

***

Noch jemand interessierte sich für die schwarze Sekte: Harald McClure und William van Dyke, zwei Ritualforscher und Journalisten aus London.

Sie verließen das Hotel »Taj Mahal« am späten Vormittag. McClure hatte einen Landrover besorgt.

Das Fahrzeug stand auf dem Hotelparkplatz. Die Männer bestiegen es und fuhren los. Sie kamen am Gateway of India vorbei – dem »Tor zu Indien«.

Diese Triumphpforte wurde 1911 aus Anlaß der Landung des Königs Georg V. der zur Kaiserkrönung nach Delhi kam, erbaut.

McClure, der den Rover lenkte, folgte der Marine Street zum Elphinstone Cercle.

William van Dyke – seine Vorfahren stammten aus Holland – nagte an seiner Unterlippe. Er war ein schlanker blonder Mann mit scharf geschnittenen Zügen und glattrasierten Wangen.

»Woran denkst du?« fragte Harald McClure. Er war grobknochig und breitschultrig und hatte rotes Kraushaar – und im Gesicht Tausende von Sommersprossen.

Van Dykes Brauen zogen sich zusammen. »Ich weiß nicht, ich habe bei der Sache plötzlich kein gutes Gefühl mehr.«

McClure lachte. »Du hast doch nicht etwa Angst, he?«

»Was wir vorhaben, kann verdammt gefährlich werden.«

»Dessen waren wir uns von Anfang an bewußt. Wir gehen nicht zum erstenmal ein Risiko ein. Wer einen guten Bericht schreiben möchte, der muß heutzutage bereit sein, mehr auf sich zu nehmen als seine Kollegen, sonst läuft er ewig mit der Schar mit.«

»Das ist klar. Aber der Einsatz muß immer in einer vernünftigen

Relation zu dem stehen, was man aus einer Sache herausholen kann«, sagte van Dyke.

»Die schwarze Sekte ist die bisher größte Quelle mystischen Ursprungs, die wir je angezapft haben, William.«

Van Dyke wiegte den Kopf.

»Wir werden mit unserem Bericht eine Menge Lob ernten, und darüber hinaus werden wir letztlich nicht unerheblich dazu beigetragen haben, die schwarze Sekte zu zerschlagen«, sagte McClure.

»Bombay wird uns auf Händen tragen.«

»Wenn wir's überleben.«

»Warum sollten wir's nicht überleben? Wir sind keine Anfänger und keine Dummköpfe. Nur Mut, mein Freund. Ich bin zuversichtlich, daß es uns gelingen wird, das Geheimnis der schwarzen Sekte zu lüften.«

Van Dyke hätte den Optimismus seines Freundes und Kollegen gern geteilt, aber das flaue Gefühl, das in seiner Magengrube heute morgen entstanden war, breitete sich mehr und mehr in seinem ganzen Körper aus, und er wurde es nicht mehr los.

Das konnte kein gutes Zeichen sein.

Sie ließen Bombay hinter sich.

Ihr Ziel war das vierzig Kilometer entfernte Kanheri. Dort, nördlich von Bombay, befanden sich mehr als hundert buddhistische Höhlenklöster, die aus der Zeit des 2. bis 9. Jahrhunderts stammten.

Eines dieser Höhlenklöster beherbergte jedoch keine guten Menschen, sondern die Mitglieder der schwarzen Sekte.

Angeblich waren sie nicht immer da, trafen sich nur ab und zu zu widerwärtigen Ritualen, die – wenn man dem Gerücht glauben durfte – an Grausamkeit nicht zu überbieten waren.

Van Dyke merkte, daß seine Handflächen feucht waren. Ein untrügliches Zeichen seiner Nervosität, die mit jedem Kilometer, den sie näher an ihr Ziel herankamen, größer wurde.

Er war mit Harald McClure schon auf Borneo und Sumatra gewesen. Sie hatten auch dort geheimnisvolle Riten erforscht und waren einmal nur knapp dem Tod entronnen, als eine Gruppe von Teufelsanbetern sie ihrem Götzen opfern wollte.

Der brandheiße Bericht von McClure und van Dyke war damals von vielen Illustrierten auf der ganzen Welt abgedruckt worden.

Ein Erfolg, wie ihn sich jeder Journalist wünscht.

Und diesen Erfolg wollte Harald McClure diesmal nicht nur wiederholen, sondern sogar noch übertreffen. Dafür war er bereit, jedes Risiko auf sich zu nehmen.

Er, der grenzenlose Optimist, war der Meinung, das Glück gepachtet zu haben. Er sagte sich, daß er das Zeug dazu hatte, sich immer irgendwie aus allen Schwierigkeiten herausbeißen zu können.

Darauf baute er, und die Erfolge der Vergangenheit schienen ihm recht zu geben.
Kanheri war ein Nest, kaum der Rede wert.
Harald McClure durchfuhr es, ohne anzuhalten.
Und dann tauchten die ersten Höhlenklöster auf.
Aber auch um sie kümmerten sich McClure und van Dyke nicht, denn das Kloster, zu dem sie unterwegs waren, lag abseits in einer schmalen, düsteren Schlucht.
Die Straße, die dorthin abzweigte, war denkbar schlecht und vom Monsunregen ausgewaschen.
Der Landrover holperte über die Schlaglöcher. Van Dyke knallte mit dem Kopf gegen den Dachholm und fluchte.
»Fahr langsamer!« sagte er ärgerlich. »Oder hast du vor, den Wagen zu Schrott zu fahren, damit wir auf Schusters Rappen zurücklaufen müssen?«
McClure nahm den Fuß vom Gaspedal leicht zurück. Nun schaukelte der Landrover nur noch sanft.
»Zufrieden?« fragte Harald McClure schmunzelnd. »Oder möchtest du das Steuer übernehmen?«
»Ach, laß mich in Ruhe«, erwiderte van Dyke gereizt.
»Dort vorn ist der Klostereingang. Siehst du ihn? Eingekeilt zwischen zwei mächtige Felsen. Wir sind gleich da. Das Abenteuer beginnt.«
William van Dyke lief ein kalter Schauer über den Rücken. »Noch können wir es abblasen«, murmelte er.
Er hatte wohl nur laut gedacht.
»Kommt nicht in Frage«, ging Harald McClure sofort darauf ein.
»Nun sind wir hier und nehmen die Sache wie geplant in Angriff. Reiß dich zusammen, William. Es wird uns schon nicht den Kopf kosten.«
»Hoffentlich nicht«, brummte van Dyke.
McClure fuhr am Klostereingang vorbei. Er stellte den Landrover so ab, daß man ihn nicht sofort sehen konnte.
Die Ritualforscher behängten sich mit einem kleinen tragbaren Tonbandgerät, mit lichtstarken Filmkameras und Fotoapparaten und stiegen aus.
Der Eingang des Höhlenklosters schien auf den ersten Blick mit Brettern vernagelt zu sein.
Doch einige Latten ließen sich zur Seite schieben, wodurch eine Öffnung entstand, durch die zuerst McClure und dann van Dyke schlüpfte.
Diesiges Licht umfing sie.
Alles Böse hat hier seinen Ursprung, dachte van Dyke unwillkürlich, und dieser Gedanke erschreckte ihn.
Wieso war er ihm gekommen?

Er tastete nach der Pistole, die er in seiner Hosentasche trug. Eine Colt Commander war es.

McClure war mit der gleichen Kanone bewaffnet. Beide hofften, daß sie nicht gezwungen sein würden, davon Gebrauch zu machen.

Ihre Augen gewöhnten sich allmählich an das diesige Licht. Sie erkannten Wandmalereien jüngeren Datums, die furchtbare Szenen darstellten.

Van Dyke riß ein Streichholz an, und McClure machte mehrere Aufnahmen von den Malereien.

Dann gingen sie weiter. Obwohl sie sich vom Eingang des Höhlenklosters entfernten, wurde es um sie herum nicht dunkler.

Fast hatte es den Anschein, als würde das diesige Licht sie begleiten.

»Eine unheimliche Atmosphäre hier drinnen, was?« flüsterte William van Dyke seinem Freund zu. »Die Wände scheinen Bosheit und Gemeinheit auszuatmen. Ich fühle mich auf Schritt und Tritt beobachtet, belauert, angestarrt – und doch scheint niemand da zu sein. Jedenfalls kann ich niemanden sehen.«

»Merk dir alle diese Eindrücke gut, William. Wenn es uns gelingt, sie genauso stark unseren Lesern zu vermitteln, dann kriegen die ganz bestimmt die Gänsehaut. Wie gefällt dir die Schlagzeile: Wir waren im Vorhof zur Hölle!?«

Van Dyke zuckte plötzlich zusammen und riß seine Pistole aus der Hosentasche. Er drehte sich blitzschnell um.

»Was hast du?« fragte McClure.

»Verdammt, ich glaube, ich drehe durch. Mir war eben, als hätte mich jemand angefaßt.«

»Das sind die Nerven. Laß uns weitergehen.«

Ein stollenartiger Gang lag vor ihnen. Er war einmal niedrig, dann wieder hoch, einmal schmal, dann wieder breit.

In steinernen Nischen schienen reglose Gestalten zu stehen, doch wenn die Männer sich die Nischen genau ansahen, war niemand da, vor dem sie Angst zu haben brauchten.

Der Gang machte einen Knick nach rechts.

Unbeirrt setzte Harald McClure seinen Weg fort, und William van Dyke folgte ihm, weil er nicht den Mut hatte, zu weit zurückzubleiben.

Er war wütend auf sich selbst.

Teufel, was war nur los mit ihm?

Er konnte mit reinem Gewissen behaupten, kein Hasenfuß zu sein. Schon als kleiner Junge hatte er sich durch besonderen Mut ausgezeichnet.

Kein Baum war ihm zu hoch gewesen, um daran hinaufzuklettern, kein Gegner war ihm zu kräftig gewesen – er hatte sich jedem zum Kampf gestellt. Er hatte sogar einmal eine ganze Nacht auf einem unheimlichen Friedhof verbracht, von dem es hieß, daß es darauf

spukte. Nur um zu beweisen, daß er mutiger als jeder andere seiner Freunde war, hatte er sich auf das Abenteuer eingelassen.

Verdammt noch mal, wieso hatte er ausgerechnet diesmal so viel Angst wie nie zuvor?

Er hörte ein geisterhaftes Ächzen und blieb stehen. Auch McClure hatte es vernommen und wandte sich um.

»Was ist das?« fragte der Rothaarige.

»Keine Ahnung«, flüsterte van Dyke, doch selbst dieses Flüstern hallte gespenstisch in der Höhle.

Aus dem Ächzen wurde ein Knarren.

»Hört sich an, als würde sich eine Tür ganz langsam bewegen«, stellte Harald McClure fest.

»Ja, das stimmt.«

Ein kalter Luftzug streifte William van Dykes Gesicht. Er sprang zurück, und einen Augenblick später knallte die unsichtbare Tür ins Schloß.

Van Dyke fuhr sich mit dem Finger in den Hemdkragen.

»Allmächtiger«, keuchte er. »Harald, jetzt sind wir gefangen.«

»Blödsinn.«

»Du hast die Tür zufallen gehört.«

»Billige Effekthascherei«, sagte McClure.

»So? Meinst du?«

»Klar.«

»Dann versuch mal zurückzugehen. Zum Klosterausgang meine ich.«

»Später.«

»Versuch es jetzt, Harald!«

»Na schön, wenn du sonst keine Ruhe hast.« Harald McClure setzte sich grinsend in Bewegung. Aber er kam nicht weit. Nach dem vierten Schritt prallte, er gegen ein unsichtbares Hindernis. Ein Fluch entfuhr ihm, und er hielt sich den Kopf, mit dem er gegen die Tür, die man nicht sehen konnte, gestoßen war.

Verwirrt hob er die Hände. Hastig tastete er die Tür ab. Sie war aus Holz, das fühlten seine Finger. Sogar eine eiserne Klinke hatte sie. McClures Hand schloß sich um sie. Er rüttelte daran, doch die unsichtbare Tür ließ sich nicht öffnen.

»Glaubst du mir jetzt, Harald?« fragte William van Dyke heiser.

»Wenn ich will, kriege ich sie auf«, behauptete McClure. »Dann los.«

»Du hast anscheinend vergessen, weshalb wir hier sind. Ich werde mich dieser Tür widmen, sobald ich den Wunsch habe, das Höhlenkloster zu verlassen. Das ist im Augenblick noch nicht der Fall. Deshalb verschwende ich meine Zeit nicht mit dieser idiotischen Tür.«

»Verdammt noch mal, begreifst du denn nicht, Harald?« preßte van Dyke eindringlich hervor. »Wir sind gefangen. Wir sind in die Falle gegangen. Wir kommen hier nicht mehr lebend raus.«

»Ich wette dagegen!« erwiderte McClure energisch, wandte sich um und setzte seinen Weg fort.

***

Geier! Skelettierte Vögel mit bleich schimmernden Knochen.

Glühendrot waren ihre Augen, und wenn sie ihre Schnäbel aufrissen, stießen sie ein widerliches Kreischen aus.

Warum griffen sie uns an? Wollten sie verhindern, daß Grogger und McKammit mir sagten, wo sich der Sitz der schwarzen Sekte befand? Fast sah es danach aus.

Im Sturzflug stießen sie auf uns herab. Vier… sechs … sieben zählte ich in der Eile.

Sie streckten uns ihre kräftigen Fänge entgegen. Ihre Krallen waren scharf wie Rasierklingen.

Damit konnten sie uns nicht nur erheblich verletzen, sondern sogar töten.

Während sich Abel Grogger verstört auf den Boden warf, ergriff George McKammit die Flucht.

Schreiend rannte er davon. Ich hatte keine Zeit, mich um ihn zu kümmern, sah zwei Geier hinter ihm herrasen und brüllte ihm nach, er solle sich ebenfalls auf den Boden werfen. Merkwürdigerweise hatten sich die Geier in skelettierte Wesen verwandelt.

Ich wich dem Angriff eines Knochenbiestes aus. Ein harter Schnabel verfehlte meine Stirn nur knapp.

Ich duckte mich und stieß meine Faust kraftvoll nach oben. Sie traf den nächsten Geier.

Das Untier wurde hochgeschleudert, überschlug sich und torkelte flatternd durch die Luft.

Mit dem nächsten Faustschlag brachte ich einen Skelettgeier zum Absturz. Das Biest knallte hart auf den Boden, schlug noch mit den weiten Schwingen…

Ich sprang mit beiden Beinen auf das Skelett. Knirschend zerbrachen die Knochen. Der Geier löste sich auf.

»Sinclair!« warnte mich Grogger.

Ich schraubte mich herum, stieß die dolchartigen Fänge, die mir an den Hals fahren wollten, zur Seite. Dann zertrümmerte ich das Skelett mit einem Schlag, in den ich meine ganze Kraft legte.

Die anderen Geier schwirrten daraufhin aufgeregt hoch. Ich hatte Zeit, mich nach George McKammit umzusehen.

Der Seemann hatte sich nicht hingeworfen. Er lief immer noch.

Ein Geier hatte sich in seinen Nacken gekrallt und hieb mit dem Schnabel auf McKammits Kopf ein.

Ich sah Blut, und McKammit schrie wie am Spieß.

»Auf den Boden!« brüllte ich. »Lassen Sie sich fallen!«

Er hörte mich nicht.

Aber seine Beine schienen mich gehört zu haben. Er stolperte schon beim nächsten Schritt und fiel.

Flatternd ließ der Geier von ihm ab. Doch im selben Augenblick wollte das zweite fliegende Skelett auf den Unglücklichen herabstoßen.

Ich rannte los, erkannte aber sofort, daß ich nicht rechtzeitig bei McKammit eintreffen würde, um ihn vor diesem gefährlichen Angriff zu bewahren.

Deshalb zog ich blitzschnell meine mit Silberkugeln geladene Beretta aus der Schulterhalfter, zielte im Beidhandanschlag auf das Biest und drückte ab.

Die geweihte Kugel traf ihr Ziel präzise. Das Knochentier zerplatzte wie eine Seifenblase.

Ich schoß auch gleich den zweiten Geier ab, der McKammit übel zugerichtet hatte, und dann stellte ich mich der restlichen kreischenden Schar.

Zwei weitere Skelettgeier vernichtete ich mit gezielten Schüssen.

Daraufhin suchten die verbleibenden Biester aufgeregt flatternd das Weite.

Nervös kreischend schwirrten sie ab, hoben sich in die Lüfte, hoch, immer höher, bis ich sie nicht mehr sehen konnte.

Abel Grogger stand schwerfällig auf. Er war so sehr geschockt, daß er kaum ein Wort herausbrachte.

»Verdammt«, stöhnte er immer wieder kopfschüttelnd. »Verdammt, verdammt…«

George McKammit regte sich nicht. Er lag auf dem Bauch, hatte die Arme ausgestreckt.

»George!« rief Grogger bestürzt. »Sinclair, diese verdammten Knochenviecher haben meinen Freund umgebracht. Den einzigen Freund, den ich jemals hatte…«

Wir eilten zu McKammit. Ich steckte die Beretta weg und kniete mich neben den Seemann.

»Der gute George«, jammerte Grogger.

Ich untersuchte McKammit kurz und stellte fest, daß die Verletzungen in seinem Nacken schlimmer aussahen, als sie tatsächlich waren.

Behutsam faßte ich unter den schweren Seemann und drehte ihn um. Auch seine Kopfwunden waren keinesfalls lebensgefährlich.

Ich legte mein Ohr auf McKammits Brust und hörte das Herz langsam und regelmäßig schlagen.

»George ist tot, er ist tot«, klagte Grogger.

»Er ist nicht tot. Er ist nur ohnmächtig«, sagte ich.

Groggers weinerliche Miene hellte sich sofort hoffnungsvoll auf.

»Ist das wahr? George lebt?«
»Überzeugen Sie sich selbst.«
Auch Abel Grogger lauschte dem Herzschlag seines Freundes.
»Dem Himmel sei Dank«, sagte er, als er sich wieder aufrichtete.
Wir brachten den Bewußtlosen an Bord der MONA LISA. In der Kabine versorgte ich seine Wunden.
Nachdem Hals und Kopf dick bandagiert waren, schlug George McKammit die Augen auf.
»Wo bin ich?« fragte er verwirrt.
»Auf keinen Fall im Himmel, mein Freund«, sagte Grogger ergriffen. »Mann, hast du mir vielleicht einen Schrecken eingejagt.«
McKammit tastete nach seinem schmerzenden Kopf. Jetzt erst erkannte er, daß er sich in seiner Kabine befand.
Er konnte sich im Augenblick nicht an die Schreckensszenen erinnern, die seiner Ohnmacht vorangegangen waren.
»Was ist passiert?« fragte er schleppend.
»Das weißt du nicht?« fragte Grogger zurück. »Die Geier… Nur aus Knochen haben sie bestanden. Sie haben uns angegriffen …«
»Ach ja, die Geier.«
»Du hättest dich auf den Boden werfen sollen.«
»Ich war so sehr in Panik…«
»Oberinspektor Sinclair hat dir das Leben gerettet.«
McKammits müder Blick richtete sich auf mich. »Danke.«
»Keine Ursache.«
Abel Grogger schilderte seinem Freund in allen Einzelheiten, was vorgefallen war.
»Der Angriff kam nicht von ungefähr«, sagte McKammit leise.
»Diese Knochenbiester wollten uns zum Schweigen bringen. Wir sollten nicht über die schwarze Sekte reden.«
Abel Grogger nickte. »Das glaube ich auch. Deshalb werde ich von jetzt an den Mund halten.«
»Moment mal«, warf ich ein. »Soll das etwa heißen, daß Sie mir nun nicht mehr verraten wollen, wo die schwarze Sekte ihren Sitz hat?«
»Sie müssen uns verstehen, Oberinspektor«, sagte Grogger verlegen. »Wir haben Angst. Gestern der Wertiger. Heute diese fliegenden Skelette, die beinahe George umgebracht hätten. Was würde morgen passieren, wenn wir reden würden?«
»Vielleicht nichts, denn bis morgen könnte ich die Sekte bereits zerschlagen haben.«
»Und wenn nicht?«
»Sie müssen mir helfen.«
»Bitte, gehen Sie«, verlangte Abel Grogger.
»McKammit!« sagte ich hartnäckig. »Ich spiele so etwas nicht gern hoch, aber glauben Sie nicht, daß Sie mir etwas schulden, nachdem

ich Ihnen das Leben gerettet habe?«
»Okay, Sinclair. Wieviel kriegen Sie? Nennen Sie eine Summe, ich werde versuchen, sie aufzubringen.«
»Ach was, wer redet denn von Geld.«
»Etwas anderes können Sie von mir nicht bekommen, Oberinspektor. Tut mir leid.«
Sie blieben dabei. Alles, was ich sagte, um sie umzustimmen, fruchtete nicht. Ihre Angst war zu groß.
Dagegen rannte ich mit meinen Argumenten vergeblich an. Sie wollten all das, was sie erlebt hatten, so schnell wie möglich vergessen, und sie baten mich, diesen Wunsch zu respektieren.
Mir blieb nichts anderes übrig, als enttäuscht von Bord der MONA LISA zu gehen.
Als ich an Land war, hatte ich das Gefühl, als würde ganz Bombay hinter meinem Rücken lachen.
Ich machte mir nichts draus, denn wer zuletzt lacht, lacht bekanntlich am besten – und derjenige wollte ich sein.

***

»Weiter, William«, drängte Harald McClure. »Es gibt bestimmt noch einige andere Wege in die Freiheit.«
Van Dyke wandte sich von der unsichtbaren Tür ab. Vielleicht hatte Harald recht. Vielleicht war es möglich, dieses unheimliche Höhlenkloster auf einem anderen Weg zu verlassen.
William van Dyke stellte fest, daß es um sie herum auf eine geheimnisvolle Weise heller geworden war.
Harald McClure testete die herrschenden Lichtverhältnisse mit dem eingebauten Belichtungsmesser seiner Spiegelreflexkamera.
Man hätte ohne weiteres fotografieren können.
Die beiden Ritualforscher setzten ihren Weg fort. McClures Optimismus war nach wie vor ungebrochen.
Er war der Auffassung, daß sich zur Zeit niemand im Höhlenkloster befand. Die unsichtbare Tür hielt er für eine schwarzmagische Sicherung, die er – wenn es darauf ankam – bestimmt aufkriegen würde.
Van Dyke versuchte sich auf seinen Job zu konzentrieren. Er entnahm der Brusttasche seines Hemdes ein kleines grünes Notizbuch und hielt ein paar seiner Eindrücke fest.
Unabhängig voneinander stellten die Freunde fest, daß es merklich kühler wurde, je weiter sie sich vorwagten.
Über den Steinboden krochen gelbe Schwefeldämpfe. Wie Schlangen schoben sie sich manchmal von den Männern fort, als wollten sie mit diesen nicht in Berührung kommen.
Sie handelten, als wären sie Lebewesen, und William van Dyke kam

sehr bald schon zu der Erkenntnis, daß es sich bei diesen kriechenden Schwaden tatsächlich um Lebewesen handelte.

Er wich ihnen aus und ging ihnen genauso aus dem Weg wie sie ihm. Die Kälte nahm weiter zu.

McClure und van Dyke gelangten in einen riesigen steinernen Kessel, dessen Wände steil anstiegen und ziemlich glatt waren.

Sie hatten den Himmel über sich, dessen Helligkeit jedoch auf eine rätselhafte Weise gefiltert wurde.

Reines Tageslicht war das nicht, das den Grund des Kessels erreichte.

Harald McClure blieb stehen und schaute sich beeindruckt um.

»Hast du so etwas schon mal gesehen, William?«

»In meinem Leben noch nicht.«

Die Ritualforscher waren von seltsamen Pflanzen umgeben.

Pflanzen, die es nirgendwo auf der Welt gab. Es ging eine spürbare Feindseligkeit von ihnen aus.

»Ein Treibhaus des Bösen«, sagte van Dyke beunruhigt. »Ich werde das Gefühl nicht los, daß jede dieser Pflanzen plötzlich zum Leben erwachen und uns angreifen könnte.«

»Pflanzen sind Lebewesen.«

»Klar. Aber meine Zimmerpalme in meinem Haus in London zum Beispiel läßt sich mit keinem dieser Gewächse vergleichen.«

Violettes und blutrotes Blattwerk ragte überall hoch auf. Dazwischen wucherten Parasiten, deren abgrundtiefe Häßlichkeit William van Dyke erschreckte.

McClure filmte seine Umgebung. Van Dyke ließ den Verschluß seiner Robotkamera immer wieder klicken.

»Hierher kommen also die Mitglieder der schwarzen Sekte, um dem Bösen zu huldigen«, sagte McClure.

»Kannst du mir sagen, was sie hier anbeten?«

»Vielleicht diese Pflanzen.«

»Es sind bestimmt Schattengewächse«, sagte van Dyke erregt.

»Pflanzen, die auf Menschenopfer warten!«

»Du nimmst an, daß sie Fleischfresser sind?«

»Davon bin ich überzeugt.«

Aus dem Kelch einer prachtvoll bunten Blüte, die die Größe eines Menschenkopfs hatte, starrte ein schwarz schimmerndes Augenpaar.

Van Dyke sah es. Er machte den Freund darauf aufmerksam. McClure schoß ein paar Fotos von dieser ungewöhnlichen Blüte.

Van Dyke konnte sich des starrenden Blickes nicht entziehen.

Eine hypnotische Kraft ging davon aus und schlug den Ritualforscher und Journalisten in seinen Bann.

Wie festgewurzelt stand William van Dyke da. Reglos. Etwas floß auf ihn über, drang in ihn ein, breitete sich in ihm aus, legte sich von innen her an seinen Körper, ergriff von ihm Besitz.

Er konnte nicht mehr denken, war nicht mehr er selbst. Harald McClure sagte etwas zu ihm. Er hörte den Freund nicht.

Zwischen ihm und jenem unheimlichen Blütenkelch entstand eine Verbindung, die er nicht zu trennen vermochte.

Nicht einmal, wenn er das gewollt hätte, wäre es ihm gelungen, aber er wollte es ja nicht, weil er keine Ahnung davon hatte, daß es zu einer solchen mysteriösen Verbindung gekommen war.

Die Blüte übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn aus. Sie lockte ihn. Flüsternd veranlaßte sie ihn, näher zu kommen.

»Komm! Komm!«

Wie in Trance setzte er sich in Bewegung. Mechanisch ging er.

»Komm! Komm!«

Der unheimliche Blütenkelch mit dem starrenden Augenpaar sollte ihm zum Verhängnis werden.

Das Wesen, das sich in dieser pflanzlichen Pracht verbarg, wollte William van Dyke töten.

»Komm!« raunte es ununterbrochen. »Faß mich an!«

Wenn er das getan hätte, wäre er verloren gewesen, aber das war ihm nicht bewußt, deshalb näherte er sich der Schreckensblüte ohne Furcht.

Dicht vor ihr blieb er stehen. Langsam hob er die Hände.

Jetzt erst erkannte Harald McClure, daß mit seinem Freund irgend etwas nicht stimmte. Er registrierte, daß ihm William – obwohl er ihn schon zum zweitenmal angesprochen hatte – keine Antwort gab. Deshalb drehte er sich um.

Er sah van Dyke vor diesem großen Blütenkelch stehen. William war von dem Anblick fasziniert.

Er hob seine Hände der prachtvollen Blüte entgegen. Es schien ohne seinen Willen zu geschehen.

McClure ahnte nichts Gutes, deshalb schrie er: »Faß sie nicht an, William!«

Doch van Dyke nahm auch davon keine Notiz. Seine Finger berührten schon beinahe den Blütenkelch.

Da sprang McClure vor, packte den Freund bei den Schultern und riß ihn zurück.

Die Blüte stieß ein haßerfülltes Fauchen aus. McClure versetzte dem Freund zwei Ohrfeigen, die diesen aus seiner Trance weckten.

Verwirrt flatterten seine Lider.

»Hast du mich geschlagen?« fragte er verdattert.

»Allerdings.«

»Warum?«

»Du warst drauf und dran, Selbstmord zu begehen«, sagte McClure und wies auf die Blüte, die vor Wut zitterte.

Ein Geräusch entstand dabei, das an das drohende Rasseln einer

Klapperschlange erinnerte.

»Was wollte ich tun?« fragte van Dyke verblüfft.

»Ich bin sicher, diese verdammte Blüte hätte dich auf irgendeine Weise umgebracht, wenn du sie berührt hättest, und das warst du im Begriff zu tun.«

Van Dyke wich erschrocken zurück. Er wich dem Blick der Augen, die immer noch auf ihn gerichtet waren, aus.

»Laß uns von hier weggehen«, drängte er den Freund.

Sie setzten ihren Weg fort. Aber die mysteriöse Verbindung zwischen van Dyke und der Blüte blieb bestehen.

Als er weiterging, hatte er den Eindruck, einen Teil der unheimlichen Blüte mitzunehmen, mit sich fortzutragen.

Das berührte ihn unangenehm, weil er nicht wußte, was sich daraus noch entwickeln konnte.

»Dies ist die seltsamste Kultstätte, die ich je gesehen habe«, sagte McClure.

Filmend und fotografierend schritt er zwischen den manchmal furchterregenden pflanzlichen Gebilden hindurch.

Plötzlich vernahmen die Freunde ein aufgeregtes Kreischen und Flattern. Ihre Anwesenheit schien Vögel erschreckt zu haben. Aasgeier waren es, die sich mit kräftigen Schwingenschlägen in die Luft erhoben hatten und durch den Kessel segelten.

Den Männern stockte der Atem.

Nicht wegen der Vögel.

Etwas anderes erschreckte sie so sehr, daß sie einen Moment lang nicht in der Lage waren, zu reagieren.

Vor ihnen ragte ein Holzgerüst auf. Das turmartige Gebilde war mit Ästen gedeckt.

Und auf diesen Ästen lag – ein Toter!

***

»O Gott!« stöhnte William van Dyke.

Harald McClure ließ trotz der Aufregung, die ihn erfaßt hatte, die Filmkamera surren.

Auf dem Holzrost hockten weitere Aasgeier. Einige breiteten die Flügel aus, als wollten sie den Leichnam schützen.

Der Tote war ein alter weißhaariger Mann mit langem Vollbart und einem asketischen Gesicht.

Sein nackter Körper – nur von einem Lendentuch bedeckt – war bis zum Skelett abgemagert.

Man schien ihn hier für die Geier als Nahrung hingelegt zu haben. Violette Fähnchen flatterten am Rost, obwohl sich in diesem unheimlichen Kessel kein Lüftchen regte.

Es gibt in Bombay auch heute noch die fünf Türme des Schweigens,

wo die Parsen ihre Toten auf Holzgestelle legen. Die Geier tragen die menschlichen Überreste in alle Windrichtungen.

Einen ähnlichen Totenturm hatte die schwarze Sekte hier errichtet. Aber die Geier schienen nicht die Absicht zu haben, den Leichnam zu fressen.

Sie schienen ihn zu bewachen. Sein Körper wies zwar einige Wunden auf, doch die rührten nicht von Geierschnäbeln her.

William van Dyke rieselte die Gänsehaut über den Rücken. »Wer mag der Greis sein?« fragte er leise. »Vermutlich ein Mitglied der schwarzen Sekte.«

»Oder ein Menschenopfer, das die Sekte bringt.«

»Das glaube ich nicht.«

»Und wieso nicht?«

»Weil der Tote in diesem Fall bereits ganz anders aussehen müßte.« Grau und faltig war die Haut des Alten. William van Dyke schoß mit dem Fotoapparat mehrere Aufnahmen. »Als würden sie über seinen Tod wachen«, murmelte McClure. »Vielleicht ist er… gar nicht tot«, sagte van Dyke abgehackt.

»Vielleicht hat er sich nur in einen totenähnlichen Schlaf versetzt.« McClure bleckte die Zähne. »Wollen wir ihn wecken?«

»Womit?«

»Damit.« McClure zeigte dem Freund die Colt Commander. »Bist du verrückt? Wenn er die Geier auf uns hetzt…«

»Dann schießen wir sie ab.«

»Hast du vergessen, was wir hier tun wollten? Wir kamen mit der Absicht hierher, uns zu verstecken und das Ritual der schwarzen Sekte auf Film und Tonband festzuhalten.«

»Man muß flexibel sein, Junge. Als wir das beschlossen, wußten wir noch nicht, daß wir hier einen Scheintoten vorfinden würden. Halt mal.« McClure nahm alles ab, was er um den Hals trug.

Van Dyke beobachtete ihn dabei beunruhigt. »Was hast du vor?«

»Ich werde zu dem alten Knacker hinaufklettern – und du wirst mich dabei filmen.«

»Ich denke nicht daran, und du wirst den Toten in Ruhe lassen!«

»Eben noch waren wir uns doch einig, daß er gar nicht tot ist.«

»Ich sagte *vielleicht*…«

»Ich werde uns Gewißheit verschaffen.«

»Laß das sein, Harald. Das ist zu gefährlich.«

»Denkst du, ich fürchte mich vor einem alten, klapperigen Mann?«

»Und die Geier?«

»Diese gefiederten Feiglinge nehmen doch sofort Reißaus, wenn ich in ihre Nähe komme.«

»Du forderst unser Schicksal heraus, Harald!«

»Halt du dich im Hintergrund, und laß mich nur machen.«

»Ich werde nicht zulassen, daß du da hinaufkletterst, Harald«, sagte William van Dyke plötzlich mit unerbittlicher Stimme.

McClure grinste ihn höhnisch an. »So. Und wie willst du mich daran hindern, he?«

Schweigend griff van Dyke zur Waffe. Sein Blick ließ keinen Zweifel darüber, daß er schießen würde, wenn McClure seine Absicht ausführen wollte.

Eine knisternde Spannung baute sich zwischen den Freunden auf. McClures Stimme klang heiser, als er sagte: »Sag mal, hast du den Verstand verloren? Du würdest wirklich auf mich schießen, du Idiot? Sind wir denn nicht mehr Freunde?«

»Nein, Harald«, knurrte van Dyke. »Das sind wir jetzt nicht mehr!«

Und McClure erkannte, daß es dem Kollegen mit dieser Äußerung ernst war.

***

Ich befand mich nicht gerade in einer Hochstimmung, als ich von Bord der MONA LISA ging.

Endlich hatte ich geglaubt, den roten Faden in diesem Fall gefunden zu haben, den ich dann nur noch hartnäkkig genug weiterzuverfolgen brauchte, um ans Ziel zu gelangen, da hatten mir diese skelettierten Geier dazwischengefunkt, und nun waren Abel Grogger und George McKammit nicht mehr gewillt, mir mit ihrem Wissen unter die Arme zu greifen.

Aber etwas hatte ich bei dem Gespräch mit den beiden Seeleuten doch profitiert: ich hatte nun Kenntnis von der schwarzen Sekte, die höchstwahrscheinlich hinter dem Auftauchen des Wertigers in Bombay steckte.

Schön, Grogger und McKammit hüllten sich aus Angst in Schweigen, aber ich war sicher, daß mir jemand anderes in dieser Stadt mit den gewünschten Informationen aushelfen würde.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis ich diesen Jemand gefunden hatte. Zeit allerdings war etwas, das ich nur in geringem Maße zur Verfügung hatte, denn der Wertiger konnte schon bald wieder auftauchen, und dann kam sein Opfer vielleicht nicht noch mal mit dem bloßen Schrecken davon.

Ich kehrte verdrossen in mein Hotel – das »Taj Mahal« – zurück und holte mir von der Rezeption den Zimmerschlüssel.

»Irgendeine Nachricht für mich?« erkundigte ich mich.

Der freundliche Inder hinter dem Pult lächelte bedauernd.

»Leider nein, Mr. Sinclair.«

Ich warf den Schlüssel, an dem eine klobige Marmorbirne hing, hoch und fing ihn auf. »Macht nichts«, sagte ich, aber das stimmte nicht ganz.

Es machte mir sehr wohl etwas aus.

Seit zwei Tagen pflügte ich nun schon durch Bombay. Ich hatte mit vielen Leuten gesprochen, hatte ihnen allen gesagt, wo ich wohnte und daß sie mir eine große Freude machen würden, wenn ihnen zum Thema Wertiger noch irgend etwas Brauchbares einfallen würde.

Aber alle Personen, mit denen ich mich unterhalten hatte, schienen an schlimmer Einfallslosigkeit zu leiden.

Kein Wunder, daß das die Glut meiner Enttäuschung schürte.

Wie sollte ich dieser Stadt helfen, wenn sie nicht bereit war, mir zu helfen?

Wir waren aufeinander angewiesen. Ich allein kämpfte auf verlorenem Posten. Aber niemand wollte das einsehen.

Ich begab mich auf mein Zimmer und zog mich nach einer ausgiebigen Dusche um.

Anschließend füllte ich das Magazin meiner Beretta mit geweihten Silberkugeln auf, schob die Waffe in die Schulterhalfter und verließ das Zimmer.

In der Hotelbar traf ich Donna Varese, eine rassige schwarzhaarige Römerin mit einer atemberaubenden Figur.

Ich hatte sie am Tage meiner Ankunft kennengelernt. Sie war Korrespondentin des »Corriere della sera«, und man hatte sie nach Bombay geschickt, um einigen verschlungenen politischen Ereignissen gewissermaßen auf den Zahn zu fühlen.

In der Folge war mir die hübsche Italienerin ein paarmal über den Weg gelaufen. Einmal in der Stadt, vor dem Justizpalast, um die Mittagszeit, und da wir beide hungrig gewesen waren, hatten wir zusammen auf meine Kosten in einem guten Restaurant gespeist.

Sie wußte, wer ich war, was für einen Job ich hatte und aus welchem Grund ich nach Bombay gekommen war. Ich hatte keine Veranlassung gesehen, es ihr nicht zu sagen.

»Na, Geisterjäger«, sagte sie, ohne mich damit auf den Arm nehmen zu wollen. Aus ihrem Mund klang es eher wie eine Auszeichnung. »Waren Sie erfolgreich?«

Ich setzte mich neben sie auf den Hocker und bestellte mir einen Manhattan. »Ja und nein«, antwortete ich der italienischen Korrespondentin.

Sie trug ein jadegrünes Kleid aus glänzender Seide, vernünftig und anziehend dekolletiert.

»Ja und nein?« echote sie.

Ich erzählte ihr von den britischen Seeleuten, mit denen ich gesprochen hatte.

»Es war sehr aufschlußreich, was sie mir erzählten«, sagte ich.

»Vor allem ihr Hinweis auf die Existenz einer schwarzen Sekte war für mich sehr wertvoll.«

Donna Varese griff nach ihrem Martiniglas. Als sie trank, sah sie mich mit ihren grünen Katzenaugen interessiert an.

»Angeblich«, fuhr ich fort, »befindet sich der Sitz der schwarzen Sekte nicht in Bombay, sondern außerhalb. Grogger und McKammit wissen, wo er ist. Aber sie sind nicht bereit, ihn mir zu verraten.«

»Warum nicht?«

Ich sprach von dem Angriff der skelettierten Geier. Jedem Andern hätte Donna Varese diese Geschichte nicht geglaubt, mir jedoch nahm sie sie ab.

Hatte ich so viel Überzeugungskraft? Oder war sie einfach nur bereit, mir alles zu glauben, weil ich ihr sympathisch war?

Da war kein Mißtrauen in ihren schönen Augen, und auch kein Zweifel.

»Ist es sehr wichtig für Sie, den Weg zu dieser schwarzen Sekte zu finden, John?«

»Ich bin davon überzeugt, daß sie das Auftauchen des Wertigers veranlaßt hat.«

»Vielleicht kann ich Ihnen helfen.«

Ich hob erstaunt eine Braue. »Sie, Donna?« Ich nahm gespannt einen Schluck von meinem Manhattan. Er schmeckte ausgezeichnet.

»Ich hörte gestern abend nebenan im Restaurant unfreiwillig das Gespräch zweier Männer mit. Landsleute von Ihnen. Ritualforscher und Journalisten. Harald McClure und William van Dyke heißen sie. Sie wohnen gleichfalls im ›Taj Mahal‹.«

»Und?«

»Sie saßen am Nebentisch und unterhielten sich über eine Fahrt, die sie heute unternehmen wollten. Ihr Ziel sollte ein Ort vierzig Kilometer nördlich von Bombay sein: Kanheri.«

Ich nickte. »Dort gibt es mehr als hundert buddhistische Höhlenklöster.«

»Eines dieser Klöster soll jetzt der schwarzen Sekte gehören. Das wollten McClure und van Dyke heute aufsuchen. Inzwischen müssen sie längst da sein. Ich sah sie vor ungefähr zwei Stunden mit einem Landrover abfahren.«

»Kanheri also!« sagte ich erfreut. »Sie wissen nicht, wie sehr Sie mir geholfen haben.«

»Sie könnten sich revanchieren, indem Sie mich nach Kanheri mitnehmen. Ich hatte noch keine Gelegenheit, die Höhlenklöster zu sehen. Vor allem das Kloster der schwarzen Sekte würde mich sehr interessieren.«

»Selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mir jetzt böse sind, muß ich Ihren Wunsch leider ablehnen, Donna.«

»Warum?«

»Ich mache keine Vergnügungsfahrt nach Kanheri, das dürfen Sie

nicht vergessen. Denken Sie an die Skelettgeier, von denen ich Ihnen erzählt habe. Es kann auf der Fahrt nach Kanheri zu gefährlichen Zwischenfällen kommen. Doch selbst wenn nichts passiert, können sich im Kloster der schwarzen Sekte Dinge ereignen, die Sie in Lebensgefahr bringen. Ich möchte nicht, daß Ihnen etwas zustößt, deshalb werde ich die Fahrt nach Kanheri allein antreten.«

Donna Varese zuckte mit den Schultern. »Schade«, sagte sie bedauernd. »Sie hätten mir eine große Freude gemacht.«

»Glauben Sie mir, es ist besser, wenn Sie hierbleiben.«

»Nun, wenn es der Geisterjäger sagt, wird es wohl stimmen.«

»Auf jeden Fall.«

»Glauben Sie, daß auch McClure und van Dyke in Gefahr sind?«

»Nach dem Bild, das ich mir bisher gemacht habe, bin ich davon überzeugt. Wenn sie das Kloster der schwarzen Sekte betreten haben, wird es sehr schwierig für sie sein, es wieder zu verlassen – wenn diese Möglichkeit überhaupt noch besteht.«

Donna Varese blickte mich besorgt an. »Dennoch haben auch Sie die Absicht, das Höhlenkloster zu betreten, nicht wahr, John?«

»Ich bin für den Kampf gegen das Böse besser gewappnet als McClure und van Dyke.«

»Dennoch bleibt es auch für Sie ein großes Risiko…«

»Das steht außer Zweifel.«

Donna Vareses Hand legte sich auf die meine. Sie schaute mir ernst in die Augen und flüsterte: »Geben Sie gut auf sich acht, John, und kommen Sie wohlbehalten wieder.«

Ich lächelte. »An mir soll's nicht liegen.«

»Gott schütze Sie.«

»Auf bald«, sagte ich, ließ meinen Drink auf die Zimmerrechnung setzen und verließ die Bar des »Taj Mahal«.

Auf meinen Wunsch hin besorgte man mir einen vollgetankten Jeep. Ich schwang mich in den allradgetriebenen Geländewagen und brauste ab.

Es war mir nun doch schneller gelungen, die Spur der schwarzen Sekte zu finden, als ich erwartet hatte. Ich war froh, nicht mehr auf Grogger und McKammit angewiesen zu sein, die ja doch nicht geredet hätten. Und bis ich endlich jemanden gefunden hätte, der den Mut aufbrachte, mir über die schwarze Sekte zu erzählen, was ich wissen wollte, hätte sehr viel Zeit verstreichen können.

Kostbarste Zeit!

Ich lenkte den Jeep durch ein dichtes Verkehrsgewühl. Kurz vor dem Cumballa-Hügel ging es nicht mehr weiter.

Ich konnte nicht sehen, wer oder was den Stau verursachte. Fußgänger und Radfahrer strömten in Scharen auf die Fahrbahn, liefen zwischen den stehenden Autos hindurch.

Ich trommelte mit den Fingern ungeduldig auf das Lenkrad. Dadurch löste sich der Knoten aber auch nicht auf.

Irgend jemand begann zu hupen. Ein zweiter und ein dritter Autofahrer beteiligten sich an diesem Hupkonzert, und bald war die ganze Straße erfüllt vom Dröhnen, Röhren und Blöken der Autohupen.

Da es keinen Sinn hatte, bei dieser Lärmorgie mitzumachen, ließ ich – wohl als einziger – die Hand vom Hupknopf.

Eine greise Gestalt schlich auf meinen Jeep zu. Der Mann schien der Ärmste der Armen zu sein. Außer einem Lendentuch trug er nichts, und er war so mager, daß ich unter der aschgrauen Haut jede einzelne Rippe seines Brustkorbes sehen konnte.

Er war barfuß, hatte langes weißes Haar und einen schlohweißen Vollbart. Eine geheimnisvolle Strahlung schien von ihm auszugehen. Dadurch erweckte er mein Interesse.

Er machte kleine Schritte, als wäre er nicht mehr ganz sicher auf seinen spindeldürren Beinen.

Und sein Blick bettelte: Nimm mich mit, damit ich nicht so weit laufen muß.

Er sprach mich auf englisch an. »Darf ich fragen, wohin Sie fahren, Sir?«

»Wenn es hier weitergeht, bin ich nach Kanheri unterwegs.«

»So ein Zufall. Ich muß nach Kanheri. Fänden Sie es aufdringlich, wenn ich Sie bitten würde, mich mitzunehmen? Ich habe kein Geld für den Bus, und wenn Sie mich nicht mitnehmen, tut es heute vielleicht keiner mehr. Es wäre für mich sehr wichtig, noch heute nach Kanheri zu kommen. Meiner Schwester, sie ist 80, geht es nicht gut. Man hat mir berichtet, daß es mit ihr möglicherweise zu Ende geht. Sie würden ihr und mir einen großen Gefallen erweisen, wenn wir einander ein letztes Mal sehen könnten, ehe der Tod uns trennt.«

Ich hatte Mitleid mit dem Alten.

Obwohl mich eine innere Stimme warnte, nickte ich und sagte:

»Okay. Steigen Sie ein.«

»Buddha wird es Ihnen danken.«

»Bestimmt.«

»Ich heiße Malagu.«

»Sehr erfreut. Mein Name ist Sinclair. John Sinclair.«

»Sie kommen aus London.«

»Woher wissen Sie…?«

»Das hört man«, sagte der Greis mit dem asketischen Gesicht. Seine Stimme war dünn und brüchig und zitterte leicht. »Möchten Sie sich die Höhlenklöster in Kanheri ansehen, Mr. Sinclair?«

»Ja.«

»Sie werden beeindruckt sein. Jeder Fremde ist das.«

Endlich löste sich der Verkehrsknoten auf. Das Hupkonzert wurde

eingestellt. Das Fahrzeug vor mir rollte langsam an, und ich folgte ihm.

Wir fuhren am Mahalakshmi-Tempel und am Grab des Haji Ali, einem malerisch im Wasser gelegenen Pavillongrab, vorbei.

Der Verkehrsstrom kam mehr und mehr in Fluß und schwemmte uns der Stadtgrenze entgegen.

Malagu redete viel. Da er schon lange auf der Welt war, wußte er eine ganze Menge zu erzählen.

Ich bereute nicht, ihn mitgenommen zu haben. Der alte Inder war sehr unterhaltsam. Die Fahrt nach Kanheri versprach, kurzweilig zu werden.

Die Straße verästelte sich.

Malagu sagte mir, welchen Weg ich einschlagen sollte. Ich vertraute auf seine Ortskenntnis und verließ Bombay in der von ihm gezeigten Richtung.

Und dann erfolgte ein Angriff des Bösen aus heiterem Himmel.

Ich war nicht darauf vorbereitet – und das hätte mich beinahe das Leben gekostet.

***

Es begann mit einer Luftspiegelung.

Ich sah keine Straße mehr. Statt dessen ragte vor mir eine Mauer auf, hinter der sich Gräber befanden.

Mein Fuß wechselte blitzschnell vom Gas zur Bremse. Die Reifen blockierten. Quietschend rutschte der Jeep auf die Friedhofsmauer zu.

»Festhalten!« schrie ich dem Greis zu, denn ich fühlte mich für seine Sicherheit verantwortlich.

Gleichzeitig riß ich das Lenkrad nach rechts.

Mein Blick streifte Malagu.

Der Inder sah nicht nach vorn – was in dieser Situation normal gewesen wäre –, sondern starrte mich an. Mir war, als könnte ich ein triumphierendes Glitzern in seinen Augen erkennen.

War er für diese Luftspiegelung verantwortlich? Ich hatte keine Zeit, diesem Verdacht auf den Grund zu gehen.

Der Jeep durchstieß trotz meines Ausweichmanövers die Friedhofsmauer. Es gab jedoch kein Aufprallgeräusch, das Fahrzeug wurde nicht gestoppt, die Mauer ging nicht kaputt, und auch der Jeep blieb heil. Er durchdrang die Friedhofsmauer wie ein in die Luft projiziertes Bild.

Wir wurden nicht nach vorn gerissen, wie ich befürchtet hatte. Es wäre im Augenblick noch nicht nötig gewesen, daß ich mich so kraftvoll gegen das Lenkrad stemmte.

Ich wollte mich gerade entspannen, da kippte der Jeep rechts vorne ab.

Das gesamte Fahrzeug hatte die Friedhofsmauer durchdrungen.
Aber danach befanden wir uns auf keinem Gottesacker.
Und es war plötzlich auch nicht mehr Tag, sondern Nacht. Irgend jemand schien die Sonne wie eine Lampe ausgeknipst zu haben.
War Malagu dazu fähig?
Der Jeep rumpelte in eine Bodensenke. Obwohl ich mich abstützte, wurde ich nach vorn gerissen und landete mit dem Brustkorb auf dem Lenkrad.
Ich hatte nicht mehr die Zeit, die Luft auszustoßen.
Der Aufprall preßte sie in meinen Lungen zusammen, und ein stechender Schmerz hätte mich beinahe laut aufschreien lassen.
Malagu flog in hohem Bogen aus dem offenen Fahrzeug. Ich beobachtete, wie er sich in der Luft mehrmals überschlug und war davon überzeugt, daß der Greis den Aufprall unmöglich überleben konnte.
Ich war benommen, aber ich schonte mich nicht.
Trotz der stechenden Schmerzen in meiner Brust sprang ich aus dem Jeep. Ich wollte Malagu zu Hilfe eilen.
Vielleicht konnte ich noch etwas für ihn tun.
Er lag auf dem Bauch.
Ähnlich wie George McKammit nach dem Angriff der Skelettgeier, schoß es mir durch den Kopf.
»Malagu!« rief ich.
Als ich losrannte, drehte er sich um. Er mußte zäh wie Leder sein.
Einen solchen Sturz hätte vermutlich so mancher Junger nicht überlebt.
Er knurrte.
Seltsamerweise klang seine Stimme plötzlich nicht mehr dünn und brüchig, und wie Malagu auf einmal auf die Beine sprang, zeugte von einer unbändigen Kraft.
Ich blieb verdattert stehen.
Der Mann brauchte meine Hilfe nicht.
Es ging ihm gut. Zu gut!
Abermals entrang sich seiner Kehle ein aggressives Knurren. Es hörte sich an, als würde es von einem Tiger ausgestoßen.
Von einem Tiger!
Mir fiel es wie Schuppen von den Augen.
Und dann setzte auch schon die Metamorphose ein.
Malagu wurde zum kraftstrotzenden Wertiger. Fauchend starrte mich die Bestie mit glühenden Augen an.
Der Inder trug einen mächtigen Raubtierschädel auf seinen Schultern. Seine Hände waren Tigerpranken mit gefährlichen Krallen.
Er war in der Lage, mich mit einem einzigen Biß oder einem einzigen Tatzenhieb zu töten.

Und genau das hatte er vor.

Geschmeidig kam er auf mich zu. Ich wich vor ihm zurück. Aus seinem Raubtierrachen flog mir ein stinkender Atem entgegen.

Blitzweiß waren die langen scharfen Reißzähne des Monsters.

Malagu duckte sich zum Sprung. Ich stieß gegen den Jeep, konnte nicht mehr weiter zurückweichen, blieb reglos stehen.

Auge in Auge standen wir einander gegenüber.

Die Bestie und ihr Opfer!

Malagu stieß sich ab. Kraftvoll geschah es. Sein Angriff war von einem ohrenbetäubenden Gebrüll begleitet.

Mit einem weiten Satz katapultierte er sich mir entgegen. Sein Maul war weit aufgerissen. In seinen Augen loderte die Gier nach meinem Leben.

Er riß die rechte Pranke zum mörderischen Schlag hoch. Ich sackte im richtigen Augenblick nach unten und schnellte mich seitlich weg. Die Pranke traf nicht mich, sondern den Jeep.

Die scharfen Tigerkrallen fuhren mit einem schrillen Kreischen über das Blech.

Ich landete auf dem Boden.

Meine Hand stieß ins Jackett.

Malagu wirbelte wütend herum. Er hatte wohl gedacht, leichtes Spiel mit mir zu haben, hatte nicht damit gerechnet, daß ich ihm solche Schwierigkeiten machen würde.

Und ich war im Begriff, diese Schwierigkeiten auszuweiten!

Blitzschnell riß ich die Beretta aus der Schulterhalfter. Malagu ahnte nicht, daß meine Pistole mit geweihten Silberkugeln geladen war.

Er griff mich an, obwohl ich meine Waffe auf ihn richtete. Ich drückte überhastet ab, rollte zwei-, dreimal über den Boden, feuerte noch einmal.

Der Wertiger brüllte auf.

Die erste Kugel hatte ihn verfehlt. Beim zweitenmal hatte es trotz der Eile für einen Streifschuß gereicht, und das geweihte Silber rief in Malagus Körper wahnsinnige Schmerzen hervor, die es ihm verleideten, mich ein weiteres Mal zu attackieren.

Er verlor nicht nur die Lust, mich anzugreifen, er begriff auch, daß ich in der Lage war, mit einem präziseren Schuß sein unseliges Leben auszulöschen.

Dazu wollte er es nicht kommen lassen.

Ehe ich den Stecher meiner Waffe zum drittenmal durchziehen konnte, beförderte sich Malagu mit einem kraftvollen Satz aus meinem Schußfeld.

Er sprang über den Jeep.

Ich federte auf die Beine – und im selben Moment hätte ich allen Grund gehabt, an meinem Verstand zu zweifeln.

Vermutlich hätte ich das auch getan, wenn mir nicht bekannt gewesen wäre, was die Schwarzmagier alles zu tun imstande sind.
Schlagartig war es wieder taghell.
Der Jeep steckte in keinem Graben, sondern stand unbeschädigt am Straßenrand. Es gab keine Kratzspuren im Lack, und Malagu war verschwunden – als hätte es ihn nie gegeben.
Ihm war also bekannt, daß ich seinetwegen nach Bombay gekommen war, und er hatte versucht, mich zu beseitigen.
Beinahe hätte er dabei verdammt schlecht ausgesehen.

***

Ich war noch dabei, das Erlebte zu verarbeiten, da stoppte neben mir ein Polizeifahrzeug.
Ich dachte mir nichts dabei, schließlich bin ich selbst Polizeibeamter und habe im allgemeinen von Kollegen nichts zu befürchten.
Doch diesmal kam es zu einem ärgerlichen Mißverständnis, an dem auch ich ein gerüttelt Maß an Schuld hatte.
Immerhin stand ich mit einer Pistole in der Hand mitten auf der Straße.
Was sollten sich die indischen Kollegen dabei denken?
Ich bemerkte erst, daß ich die Beretta immer noch in der Faust hielt, als die beiden Polizisten aus ihrem Fahrzeug sprangen und mit ihren Dienstrevolvern auf mich zielten.
»Hände hoch!« riefen sie auf englisch, scharf, schneidend, aufgeregt.
Ich versuchte, sie mit einem Lächeln für mich zu gewinnen. »Ich bin kein Verbrecher.«
»Lassen Sie die Waffe fallen!« herrschten mich meine indischen Kollegen an.
»Hören Sie, ich bin Polizeibeamter wie Sie. Mein Name ist John Sinclair. Ich arbeite für Scotland Yard…«
»Ammenmärchen! Heben Sie endlich die Hände über den Kopf und lassen Sie die Waffe fallen!«
»Ich kann mich ausweisen. Ich bin Oberinspektor…«
»Zum letzten Mal…«
»Schon gut«, knirschte ich. »Ist ja schon gut!« Gereizt ließ ich die Beretta fallen.
»Sieh nach, ob er sonst noch Waffen bei sich trägt!« verlangte der Fahrer des Polizeiwagens.
»Umdrehen!« befahl mir sein Kollege. »Stützen Sie sich mit beiden Händen auf den Jeep und grätschen Sie die Beine. Wenn Sie wirklich Polizist sind, wissen Sie, wie das geht.«
Ich wollte die Beamten nicht verärgern, deshalb kam ich dem Befehl ohne Widerrede nach.
Nun, ich konnte beweisen, daß ich die Wahrheit gesagt hatte, und

vertraute deshalb darauf, daß sich das Mißverständnis schnell aufklären würde.

Danach würden mir meine indischen Kollegen die Beretta zurückgeben und mich meine Fahrt nach Kanheri fortsetzen lassen.

Der Beamte filzte mich gewissenhaft. Er war dabei auf der Hut, damit ich ihn mit keinem Angriff überraschen konnte.

Doch ich hatte keine Veranlassung, ihn zu attackieren. Er tat schließlich nur seine Pflicht.

»Keine weitere Waffe«, sagte der Beamte zu seinem Kollegen.

»Was haben Sie erwartet?« fragte ich. »Daß ich auch noch eine Haubitze bei mir trage?«

Der Beamte nahm meine Beretta an sich.

»Darf ich mich umdrehen?« erkundigte ich mich.

»Ja. Aber machen Sie keine Dummheiten.«

Sie behielten mich im Auge.

»Was wollten Sie mit der Waffe, *Oberinspektor*?« fragte der Fahrer.

Er betonte den Oberinspektor so sehr, weil er mich für einen Lügner hielt.

Ich berichtete meinen indischen Kollegen von Malagu, von der Luftspiegelung, was danach passiert war und daß sich der Greis in einen gefährlichen Wertiger verwandelt habe.

Sie glaubten mir kein Wort, und das ärgerte mich. »Wohin wollten Sie?« wurde ich gefragt.

»Nach Kanheri.«

»Das ist nicht die Straße nach Kanheri.«

»Malagu hat mich hergelockt.«

»Und wo ist Malagu jetzt?« fragte der Fahrer.

»Er hat sich aus dem Staub gemacht.«

»Ein gebrechlicher alter Greis.«

»Das war er, als ich ihn in Bombay in den Jeep steigen ließ. Hören Sie, ich habe es eilig. Ich muß so schnell wie möglich weiter.«

»Das schlagen Sie sich vorerst einmal aus dem Kopf, *Oberinspektor*!«

»Hören Sie bitte auf, mich so höhnisch Oberinspektor zu nennen!«

»Soll ich Ihnen sagen, wofür wir Sie halten? Sie könnten einer dieser gewissenlosen Rauschgiftgangster sein, die in Bombay ihr Unwesen treiben.«

»Das ist doch verrückt! Ich kann beweisen, daß ich ein Yard-Beamter bin! In meiner Brieftasche steckt ein Sonderausweis. Man hat mich nach Bombay geschickt, weil Ihre Behörden uns um Amtshilfe gebeten haben. Ich soll den Wertiger zur Strecke bringen, der in Bombay sein Unwesen treibt. Beinahe wäre mir dies vorhin gelungen.«

»Eine wunderschöne Geschichte, Sinclair. Wenn Sie die nun mit Ihrem Sonderausweis untermauern, können Sie gehen, wohin Sie wollen.« Ich griff in die Innentasche meines Jacketts und erstarrte.

Verdammt! Ich muß wie ein Idiot dreingesehen haben, denn die Polizisten grinsten über das ganze Gesicht. »Nun, *Oberinspektor*?« höhnte der Fahrer weiter. »Für wie dumm halten Sie uns?« fragte sein Kollege. »In Ihrem Land kennt man doch auch das Sprichwort: Lügen haben kurze Beine.«

»Es tut mir leid. Ich habe meine Brieftasche nicht bei mir«, sagte ich zerknirscht.

»Das war zu erwarten«, sagte der Fahrer. Ich wäre vor Wut beinahe zerplatzt. Mist auch! Nachdem ich bei Grogger und McKammit so wenig Erfolg gehabt hatte, war ich in mein Hotel zurückgekehrt, hatte geduscht und mich umgezogen.

Und meine Brieftasche war in den anderen Kleidern steckengeblieben. So etwas kann schon mal vorkommen und ist im allgemeinen kein besonderes Malheur.

Doch diesmal war es eines. Und was für eines. Die Folgen waren noch nicht abzusehen. Ich durfte nicht an McClure und van Dyke denken, die sich im Höhlenkloster der schwarzen Sekte befanden und vermutlich jetzt schon Hilfe brauchten – sonst drehte ich durch.

»Die Brieftasche befindet sich in meinem Hotelzimmer«, sagte ich, aber ich hatte wenig Hoffnung, daß die indischen Kollegen mir das glaubten.

»Welches Hotel?« fragte der Fahrer.

»Taj Mahal.«

»Ich wette, dort kennt man keinen *Oberinspektor* John Sinclair.«

»Prüfen Sie's nach.«

»Das werden wir. Aber wir werden es nicht überstürzen. Ich schlage vor, Sie begleiten uns zunächst einmal zur nächsten Polizeidienststelle.«

»Verdammt noch mal, ich habe keine Zeit!«

»Die werden Sie sich nehmen müssen.«

»Es geht um Leben und Tod!«

»Sie dramatisieren die Dinge wohl gern«, sagte der Fahrer grinsend.

Gleich darauf wurde er todernst. »Vorwärts! Einsteigen!« Was hätte ich tun sollen? Ich mußte gehorchen.

***

Ich will mich nicht über die Behandlung beklagen, die man mir auf dem Polizeiposten angedeihen ließ. Einem Inder wäre es in meiner Situation in England vermutlich genauso ergangen.

Es war bestimmt falsch, die Beamten anzubrüllen, aber mir brannte die Zeit auf den Fingernägeln, und ich war ziemlich aufgeregt, das möchte ich hier zu meiner Rechtfertigung anführen.

Natürlich ließen sich die indischen Kollegen mein Gebrüll nicht gefallen. Sie schalteten auf stur und steckten mich zu einem

verwahrlosten Taschendieb in die Zelle.

Dort konnte ich dann toben, ohne daß sich jemand um mich kümmerte. Kein Mensch war bereit, mich anzuhören. Es war zum Verzweifeln.

Der Dieb hockte mit angezogenen Beinen auf seinem Bett und nickte wissend. »Ja, ja, wen die einmal haben, den lassen sie so schnell nicht wieder laufen«, sagte er in schlechtem Englisch. »Sonst verlieren sie nämlich ihre Daseinsberechtigung. Reg dich nicht auf. Es nützt ja doch nichts. Was hast du verbrochen?«

»Nichts.«

»Das sage ich auch immer. Aber zu mir kannst du Vertrauen haben.«

»Ich habe nichts getan.«

»Sie werden dich freilassen, sobald sich deine Unschuld herausgestellt hat. Aber das kann einige Zeit dauern. Sie beeilen sich für gewöhnlich nicht. Wozu auch? An deiner Stelle würde ich mich darauf einstellen, die Nacht hier zu verbringen. Sie dürfen dich ohne Bekanntgabe von Gründen auf jeden Fall 24 Stunden hier drinnen schmoren lassen. Ich kenne mich in diesem Punkt ziemlich gut aus, bin sozusagen ein Stammgast in dieser vergitterten Herberge.«

Der Kerl ging mir auf die Nerven. Ich hatte Sorgen. Echte Sorgen.

Und der lausige Dieb redete von 24 Stunden, die man mich hier festhalten würde. 24 Stunden! Herrgott, was konnte in dieser Zeit alles, passieren! Ein Beamter ließ sich kurz blicken. Ich bat ihn, mich telefonieren zu lassen. Ich versuchte so freundlich wie nur irgendmöglich zu sein, doch er lehnte trotzdem ab. Daraufhin beging ich den Fehler, ihm Geld anzubieten. Er wertete das als Beamtenbestechung und sagte mir zornig, daß das Folgen haben würde. Die ganze Welt schien sich gegen mich verschworen zu haben. Der Taschendieb glitt von seinem Bett. Er musterte mich listig. »Dir scheint wirklich viel daran zu liegen, so schnell wie möglich rauszukommen.«

»Nichts ist mir im Moment wichtiger als das.«

»Es gäbe vielleicht eine Möglichkeit, von hier wegzukommen.«

»Welche?« fragte ich sofort. »Besitzt du ein Feuerzeug?«

»Ja.«

»Wie wär's, wenn wir einen kleinen Brand legten? Wir könnten die Matratzen anzünden. Wenn sie brennen, brüllen wir, daß die Wände wackeln, und wenn man uns dann aus der Zelle rausläßt, türmen wir im allgemeinen Durcheinander.«

Das war für mich keine Lösung meines Problems. Okay, ich wäre vielleicht aus dem Bau rausgekommen, hätte dann aber die Polizei auf den Fersen gehabt, die alles darangesetzt hätte, um mich wieder einzufangen.

Nein, über diese Brücke wollte ich nicht gehen.

»Was sagst du zu meinem Vorschlag?« erkundigte sich der Taschendieb.

»Ich halte nichts davon. Ich bin kein Brandstifter«, antwortete ich.

Außerdem konnte so etwas gefährlich werden. Wenn man unser Geschrei nicht ernst nahm, kamen wir womöglich in den Flammen um. Ich habe schon Tote nach Bränden gesehen. Kein schöner Anblick.

Nein, das Spiel mit dem Feuer kam für mich nicht in Frage. »Es würde klappen«, versuchte es der Taschendieb noch einmal.

»Schluß damit. Ich will es nicht!« Er verzog sich und ließ mich in Ruhe. Ich war ihm dankbar dafür.

Nachdenklich lehnte ich am Gitter der Zellentür.

Zur Abwechslung war ich mal nicht draußen, sondern drinnen.

Wenn das meine Kollegen vom Yard erfahren hätten, die hätten sich schiefgelacht. John Sinclair im Kittchen. Das war schon was Ulkiges.

Ich legte mein Gesicht an die Gitterstäbe und grübelte. Verflucht, wie sollte ich es schaffen, fortzukommen? Man ließ mich nicht telefonieren, sah in mir einen lügnerischen Schurken, der auf der Straße mit einer Beretta in der Hand aufgegriffen worden war.

Niemand war an der Wahrheit interessiert. Mir stieg plötzlich etwas in die Nase. Brandgeruch! Ich werde wahnsinnig! dachte ich.

Dieser verflixte Taschendieb hatte mir doch tatsächlich mein Feuerzeug geklaut und es dazu benützt, die strohgefüllte Matratze anzuzünden. Die Flammen fraßen sich sofort gierig weiter. »Feuer! Feuer!« schrie der Dieb. »Es brennt! Holt uns hier raus! Wollt ihr uns verbrennen lassen?« Ich packte die Matratze, riß sie von dem eisernen Bettgestell, warf sie auf den Boden und trampelte darauf herum.

Der Dieb schrie sich die Lunge aus dem Leib. »Feuer! Feuer!« Der Rauch reizte ihn zum Husten. Seine Stimme wurde schriller. »Feuer! Wir verbrennen!«

Endlich rochen sie auch draußen den Rauch. Zwei Beamte stürzten durch die Tür in den Zellentrakt.

Ich kämpfte immer noch mit den Flammen.

»Wer war das?« schrien die Polizisten.

»Er!« schrie der Taschendieb zurück. Ich hätte ihn am liebsten erwürgt. »Ich konnte ihn nicht davon abhalten«, behauptete der Schurke.

Ich besiegte endlich den Brand. Von der Matratze war nicht mehr viel übrig.

Die Polizisten schlossen die Tür auf. Sie stießen den Dieb, der hinausschlüpfen wollte, zurück und wiesen auf mich.

»Rauskommen!«

»Hören Sie, Sie glauben doch nicht im Ernst, daß ich das Feuer gelegt habe!« sagte ich entrüstet.

Einer der beiden Beamten wies auf das Feuerzeug, das neben den

Resten der Matratze auf dem Boden lag.
»Wem gehört das?«
»Mir«, sagte ich wahrheitsgetreu.
»Aha.«
»Aber…«
»Nichts, aber! Herauskommen!«
Ich gab es auf. Langsam marschierte ich aus der Zelle. Man verpaßte mir Einzelhaft. Ich setzte mich entmutigt auf meine Pritsche und versuchte, mich nicht mehr aufzuregen. Ich sah ein, daß ich mich in das Unvermeidliche fügen mußte.
Nach einer Stunde erschien der Kommandant des Reviers bei mir. Er machte einen vernünftigen Eindruck auf mich und wollte hören, was ich vorzubringen hatte.
Ich sagte ihm, daß es mir reichen würde, wenn er mich mit Donna Varese telefonieren ließe, die im »Taj Mahal« wohne. Sie könne mir meine Brieftasche bringen, und ich wäre dann in der Lage, meinen Sonderausweis vorzuzeigen.
Und – o Wunder – ich erhielt die Erlaubnis zu telefonieren. Ich hatte schon fast nicht mehr darauf zu hoffen gewagt.
Mein Anruf erreichte das Hotel. Ich verlangte die italienische Korrespondentin. Sie war nicht in ihrem Zimmer. Man bat mich um Geduld. Man würde sie suchen lassen. Ich hoffte, daß sie überhaupt im Hotel war – und ich hatte endlich, nach dieser langen Pechsträhne, wieder Glück.
»Varese«, meldete sie sich. Eine Engelsstimme.
»Donna, hier spricht John.«
»Schon wieder zurück aus Kanheri?«
»Schön wär's. Ich war überhaupt nicht dort.« Ich erzählte der Römerin, was geschehen war, und ich nahm es ihr nicht übel, daß sie lachte, als sie hörte, daß man mich ins Loch gesteckt hatte. Ich sagte eindringlich: »Donna, Sie müssen mir einen Gefallen tun.«
»Aber gern.«
»Holen Sie meine Brieftasche aus meinem Zimmer und bringen Sie sie auf dem schnellsten Wege hierher.« Ich sagte ihr genau, wo ich festgehalten wurde. »Ich fürchte, man wird mir Ihren Zimmerschlüssel nicht aushändigen, John.«
»Das regle ich«, sagte ich und bat Donna, den Mann von der Rezeption an den Apparat zu rufen. Dem sagte ich dann, daß es für mich von größter Wichtigkeit wäre, so rasch wie möglich meine Brieftasche in die Hände zu bekommen.
Glücklicherweise war der Mann nicht kompliziert. Er erklärte sich bereit, Donna Varese den Schlüssel zu meinem Zimmer zu geben. Ich atmete erleichtert auf. Ein Ende meines unfreiwilligen Aufenthaltes in diesem Revier zeichnete sich ab. Eigentlich hatte niemand Schuld

daran. Es war lediglich eine Verkettung verschiedener dummer Umstände gewesen.

Fünfundvierzig Minuten vergingen. Ich mußte sie allein in meiner Zelle verbringen. Um mich abzulenken, zählte ich die Käfer, die über die Wand krabbelten.

Und dann traf endlich Donna Varese ein.

Mein Sonderausweis öffnete mir Tür und Tor. Der Revierkommandant entschuldigte sich immer wieder verlegen und bat mich um Verständnis. Ich war nicht nachtragend, war froh, das Revier verlassen zu können.

Man hatte meinen Jeep hinter dem Polizeigebäude abgestellt.

Donna Varese trug einen khakifarbenen Hosenanzug. »Wie stehen meine Chancen jetzt, John?« erkundigte sie sich.

»Ich verstehe nicht.«

»Ich würde immer noch gern nach Kanheri mitkommen.«

»Meine Antwort ist immer noch nein. Ich habe Ihnen erzählt, was auf der Fahrt dorthin passiert ist.«

»Denken Sie, es könnte sich wiederholen?«

»Möglich ist alles. Deshalb werde ich versuchen, Kanheri auch im zweiten Anlauf allein zu erreichen. Sie sind in Bombay besser aufgehoben.«

»Tja, dann – ciao, John.«

»Ciao, Donna.«

»Werden Sie noch mal einen Autostopper mitnehmen?«

Ich grinste. »Ganz bestimmt nicht. Und wenn er noch so klapperig aussieht.«

***

George McKammit lag in seiner Koje und blickte zur Kabinendecke.

Er trug nach wie vor den dicken Verband, den ihm John Sinclair angelegt hatte.

Die Gedanken des Seemanns kreisten um den Oberinspektor von Scotland Yard. Er war nach Bombay gekommen, um Jagd auf den Wertiger zu machen.

Eigentlich hätte McKammit das begrüßen müssen, doch der Seemann ärgerte sich darüber.

Hatte Sinclair in England nicht genug zu tun? Mußte er seinen Aktionsradius bis Indien ausdehnen?

Glaubte dieser Kerl etwa, es ginge hier ohne seine Hilfe nicht?

Was bildete sich Sinclair denn ein?

George McKammit empfand Ablehnung, wenn er an den Yard-Beamten dachte, doch das verwunderte ihn nicht.

Er hatte Polizisten noch nie leiden können, und Erfolgsmenschen wie John Sinclair waren ihm im Besonderen zuwider.

Der Seemann dachte an den Überfall der Skelettgeier. Er fand ihren Angriff gerechtfertigt.

Man durfte die Geheimnisse der schwarzen Sekte nicht ausplaudern. Wer es doch tat, der mußte bestraft werden.

McKammit tastete nach seinem Kopf. Er hatte keine Schmerzen mehr. Es ging ihm gut. Er fühlte sich stark, und er hatte keine Angst mehr vor den Knochengeiern, denn er glaubte zu wissen, daß sie ihm nichts mehr anhaben würden.

Irgendwie fühlte er sich seit dem Überfall ihnen zugehörig. Er fand in Ordnung, was sie taten, und er fand alles das schlecht, was John Sinclair machte.

McKammit drückte mit der flachen Hand auf seinen Kopf. Genau da, wo ihn der Geierschnabel verletzt hatte.

Es hätte wehtun müssen, aber McKammit verspürte keinen Schmerz. Eigenartig, dachte er, und er empfand mit einemmal den Verband als störend und unnötig.

Er fühlte sich so gut wie noch nie im Leben. Durch seine Adern pulsierte eine erstaunliche Kraft. Es war nicht mehr nötig, daß er hier lag und sich schonte. Es war auch nicht mehr nötig, daß er diesen Verband trug.

McKammit stand auf und begann, sich von der weißen Mullbinde zu befreien. Er nahm sie zuerst am Hals ab und stellte fest, daß die Verletzungen, die ihm die Geierkrallen zugefügt hatten, nicht mehr vorhanden waren.

Sie waren innerhalb kürzester Zeit geheilt. Und nicht nur das. Es waren nicht einmal Narben zurückgeblieben. Grinsend machte George McKammit weiter. Nachdem er auch den Kopfverband abgenommen hatte, nickte er seinem Spiegelbild zufrieden zu. Schritte näherten sich seiner Kabine. Er drehte sich abrupt um. Ein seltsamer Ausdruck huschte über sein Gesicht.

Es klopfte.

»Ja«, sagte McKammit mit kräftiger Stimme.

Die Tür öffnete sich. Abel Grogger erschien. Er wollte nach dem Freund sehen. Er erschrak, als er McKammit mitten in der Kabine stehen sah – und noch dazu ohne Verband. »George! Wieso liegst du nicht in der Koje?«

»Ich habe genug gefaulenzt.«

»Aber du hast dich doch so elend gefühlt.«

»Jetzt nicht mehr. Es geht mir prächtig.«

»Und warum hast du den Verband abgenommen?«

»Weil ich ihn nicht mehr brauche. Die Wunden sind verschwunden.«

»Das gibt's doch nicht!«

»Willst du dich davon überzeugen?« McKammit neigte den Kopf.

Er zeigte dem Freund auch Hals und Nacken.

»Tatsächlich«, sagte Abel Grogger überwältigt. »George, wie ist so etwas möglich?«

»Ich scheine eben ein besonders gutes Heilfleisch zu haben.«

»Die Wunden waren so tief, daß ich mir ernstlich Sorgen um dich machte. Und nun sieht man nicht einmal mehr eine Narbe. Das ist doch nicht normal.«

»Was ist schon normal, Abel? Waren die Geistervögel etwa normal? Sie waren eine Art Zauber, der über uns hergefallen ist, und jetzt hat sich die Zauberkraft aufgelöst – und mit meinen Wunden ist dasselbe passiert.«

»So muß es sein«, sagte Grogger ernst. Aber dann begann er zu lachen und schlug dem Freund erfreut auf die Schulter. »Ich bin froh, daß du wieder okay bist, George. Mir war verdammt mies zumute, als ich dich reglos und blutüberströmt auf dem Boden liegen sah.«

»Damit ist es vorbei. Ich bin wieder der alte.«

»Sollten wir darauf nicht einen trinken gehen?«

McKammits Miene verdüsterte sich. »Später«, sagte er gepreßt.

»Zuerst muß ich noch etwas erledigen.«

»Ich warte an Deck auf dich«, sagte Abel Grogger und verließ die Kabine.

Sobald er die Tür hinter sich geschlossen hatte, verzerrte ein gemeines Grinsen George McKammits Gesicht.

Er drehte sich um und schaute in den Spiegel, und plötzlich begann sich sein Aussehen zu verändern…

***

Jetzt wurde sichtbar, daß George McKammit den Keim des Bösen in sich trug. Die Knochengeier hatten ihn ihm eingepflanzt.

Mittlerweile war dieser unselige Keim aufgegangen und hatte das Herz des Seemanns überwuchert.

Deshalb war er gegen John Sinclair. Das war der Grund, weshalb er den Oberinspektor von Scotland Yard mehr und mehr haßte: weil er auf der anderen Seite stand.

Sein Aussehen dokumentierte dies für wenige Augenblicke.

Aus seinem Hals sproß ein grauer Federkranz. Seine Augen waren zur Seite gewandert, und aus seinem Gesicht, das nichts Menschliches mehr an sich hatte, sprang ein scharfer Geierschnabel.

Ein aggressives Krächzen entrang sich seiner Kehle, und dann wurde aus dem Geierschädel von einer Sekunde zur andern wieder ein Menschenkopf.

McKammit lachte böse in sich hinein.

Niemand wußte, was mit ihm los war. Er war in der Lage, seine Mitmenschen spielend zu täuschen.

Sogar sein Freund Abel Grogger ahnte nicht, daß in ihm eine

gefährliche Bestie schlummerte, die sich nur noch den Gesetzen der Hölle verantwortlich fühlte.

Er verließ die Kabine und ging an Deck. Er schaute sich nicht um, sondern marschierte über die Gangway von Bord.

»George!« rief Abel Grogger von der MONA LISA herüber.

McKammit tat so, als hörte er den Freund nicht.

»George!«

»Scher dich zum Teufel!« murmelte McKammit feindselig.

»George, so warte doch!« Grogger rannte über die Gangway.

McKammit blieb nicht stehen. Stur ging er weiter.

»George, wir wollten doch zusammen einen schlucken gehen!« rief Grogger.

Zwischen zwei Lagerhäusern holte er McKammit ein. Er keuchte, faßte nach der Schulter des Freundes und drehte ihn herum.

»Was soll das?« fragte McKammit ärgerlich.

»Das frage ich dich. Wir waren uns doch einig…«

»Ich sagte später. Ich habe etwas zu erledigen.«

»Was denn?«

»Das geht dich nichts an. Muß ich dir alles sagen?«

»Hör mal, wir hatten doch noch nie Geheimnisse voreinander.«

»Laß mich in Ruhe, Abel.«

»Ich komme mit dir.«

»Nein, Abel, du gehst auf die MONA LISA zurück!«

»Also, jetzt reicht's aber. Du hast mir nichts zu befehlen, Junge, das wollen wir doch gleich mal klarstellen!«

»Wenn du nicht auf der Stelle kehrtmachst…«

Abel Grogger schob trotzig sein Kinn vor. »Was ist dann, he? Verprügelst du mich dann?«

»Könnte durchaus sein.«

»Mensch, du hast sie wohl nicht alle. Ich ramm' dich ungespitzt in den Boden, wenn du die Hand gegen mich erhebst!«

»Das will ich sehen«, sagte McKammit und schlug zu. Grogger sah die Faust kommen und wich aus. Er geriet in Rage. Sosehr er George normalerweise auch leiden mochte, angreifen durfte der Verrückte ihn nicht.

Er wollte McKammit eine Lektion erteilen, die dieser nicht so bald vergessen würde.

»Na schön«, knurrte er. »Du hast es nicht anders gewollt!«

Groggers Schlag traf mit einer Menge Dampf. McKammit wurde gegen die Wand des Lagerhauses geworfen.

Abel Grogger setzte sofort nach, doch er konnte keinen weiteren Treffer mehr anbringen, denn McKammit stemmte sich von der Wand ab und katapultierte sich Grogger entgegen.

Seine Faustschläge waren wuchtig.

Er traf Grogger mehrmals schmerzhaft.

So wild hatte Abel Grogger den Freund noch nie kämpfen gesehen. George McKammit schien von einem unbändigen Vernichtungswillen beherrscht zu sein.

Grogger erkannte sehr schnell, daß er McKammit nicht gewachsen war. Noch nie war George McKammit so stark gewesen.

Grogger konnte das nicht begreifen. Es war noch nicht lange her, da hatte McKammit wie tot auf dem Kai gelegen, und nun fightete er wie ein Berserker.

Hierbei konnte es doch nicht mit rechten Dingen zugehen!

Diese Erkenntnis veranlaßte Abel Grogger, vor McKammit zurückzuweichen.

Grogger blutete aus Mund und Nase.

Doch McKammit ließ noch nicht von ihm ab. Mit immer härteren Schlägen drosch er auf Grogger ein. Mitleidlos knüppelte er ihn nieder, und als Grogger auf dem Boden lag, trat McKammit ihn voller Haß auch noch mit den Füßen.

Abel Grogger krümmte sich vor Schmerzen. »Verdammt, George!« keuchte er. »In dir steckt der Teufel!«

»Du gehst mir von nun an aus dem Weg!« fauchte McKammit.

»Sonst bringe ich dich um!«

Grogger schauderte. Himmel, wie sehr hatte sich sein Freund verändert. Er war nicht mehr wiederzuerkennen.

»Okay, George!« stöhnte Grogger mit schmerzverzerrtem Gesicht. »Von nun an sind wir geschiedene Leute.«

»So ist’s recht!« sagte McKammit zufrieden. Er drehte sich um, ließ den einstigen Freund liegen, kümmerte sich nicht weiter um ihn und ging seiner Wege, denn er hatte etwas zu erledigen…

***

Vor George McKammit ragte der neugotische Rajabai-Turm auf, der mit seinen 78 Metern das höchste Bauwerk Bombays darstellt. Mit grimmiger Miene ging der Seemann daran vorbei.

Von hier war es nicht mehr weit bis zum Hotel »Taj Mahal«.

Dieses war McKammits Ziel.

Er schenkte den vielen Leuten, die auf der Straße unterwegs waren, keine Beachtung. Er dachte nur an das, was er tun mußte, und an sonst nichts.

Über helle Marmortreppen erreichte er den Hoteleingang. In der Polo longue saßen Menschen aus aller Herren Länder, warteten auf jemand, lasen Zeitung oder diskutierten mit Freunden oder Bekannten.

McKammit begab sich zu den Fahrstühlen.

Im zweiten Stock stieg er aus.

Der Korridor war leer. Links und rechts gab es eine Vielzahl von

Türen. McKammit blieb kurz stehen und hörte das dumpfe Summen eines Staubsaugers.

Er wandte sich sofort in die Richtung, aus der das Geräusch kam.

Alle Zimmertüren waren geschlossen – bis auf eine.

Aus diesem Raum drang das Summen des Staubsaugers. Als der Seemann die Tür erreichte, sah er ein schlankes Zimmermädchen.

Sie hatte keine Ahnung, daß er sie beobachtete. Sie war damit beschäftigt, den Raum für die neuen Gäste auf Hochglanz zu bringen.

Seine Augen verengten sich.

Er vergewisserte sich, daß niemand ihn sah, und trat dann rasch ein. Die Zimmertür schloß er vorsichtig hinter sich.

Nun war er mit dem Zimmermädchen im selben Raum.

Allein!

Sie wußte immer noch nicht, daß jemand hinter ihr war. Gewissenhaft machte sie ihre Arbeit. Sie säuberte den Teppichboden mit einer Hingabe, als wäre das Zimmer für den Besuch eines Staatsoberhauptes reserviert worden.

McKammit schlich auf sie zu.

Sie schaltete das lärmende Gerät ab.

Stille.

Und in dieser Stille vernahm das Zimmermädchen plötzlich ein kurzes Geräusch. Es verriet ihr, daß sie nicht allein war. Erschrocken wirbelte sie herum.

Ihre Augen weiteten sich, als McKammit sich auf sie stürzte. Sie wollte um Hilfe schreien, doch er verhinderte das, indem er blitzschnell zuschlug.

Bewußtlos brach das Mädchen zusammen.

McKammit durchsuchte hastig die Taschen ihres fliederfarbenen Arbeitsmantels. Er fand den Generalschlüssel, mit dem man jede Tür im Hotel aufschließen konnte.

Wegen dieses Schlüssels hatte der Seemann das Zimmermädchen niedergeschlagen. Damit sie nicht Alarm schlagen konnte, wenn sie das Bewußtsein wiedererlangte, fesselte er sie mit dem Bettlaken. Er knebelte sie auch und schloß sie im Schrank ein.

Mit dem erbeuteten Generalschlüssel verließ er das Zimmer, nachdem er sich zuvor vergewissert hatte, daß die Luft rein war.

Es lief alles wie am Schnürchen. Das freute George McKammit, der zum Handlanger des Bösen geworden war. Er eilte den Gang entlang, blieb vor einer bestimmten Tür stehen, schob den Generalschlüssel ins Schloß und verschaffte sich Einlaß. Geduldig legte er sich auf die Lauer. Er hatte jede Menge Zeit…

***

Im zweiten Anlauf schaffte ich es, nach Kanheri zu gelangen. Es gab

keine verwirrende Luftspiegelung, keinen Wertiger, der mich zerfleischen wollte und auch keine Geistervögel, die mich attackierten.

Ich war davon überzeugt, daß man von meiner Anwesenheit in Kanheri Kenntnis hatte. Möglicherweise griff man mich deshalb nicht mehr an, weil für mich bereits eine Falle errichtet worden war, in die ich tappen sollte.

Junge, sei auf der Hut, sagte ich mir – und ich war ständig auf Abwehr programmiert. Diese fortwährende innere Anspannung war mir unangenehm, aber sie mußte sein. Ich durfte darauf nicht verzichten.

Meine Gegner erkannten sicher sofort jeden Fehler, den ich machte. Und ein Geisterjäger, der einen Fehler machte, der weilt für gewöhnlich nicht mehr lange unter den Lebenden.

Mehr als hundert Höhlenklöster gab es.

Welches davon gehörte der schwarzen Sekte?

Das hatte mir Donna Varese nicht sagen können. Die Leute, die ich hier in Kanheri fragte, schienen alle stumm, blind und taub zu sein. Niemand wollte mir auf meine Fragen antworten. Ich wußte, daß die Ritualforscher Harald McClure und William van Dyke mit einem Landrover hierhergekommen waren. Nach ihm hielt ich Ausschau, konnte ihn jedoch nirgendwo entdeckten. Langsam wurde ich sauer. Aber dann schickte mir der Himmel einen einbeinigen zerlumpten Bettler. Sein Gesicht war von Wind und Wetter gegerbt. Er hatte stechende Falkenaugen und einen schmallippigen Mund voller schlechter Zähne.

»Erbarmen Sie sich eines armen Hundes!« jammerte der Zerlumpte, als ich meinen Jeep neben ihm anhielt.

Er streckte mir eine gichtige Hand entgegen. Ich gab ihm zwanzig Rupien, worauf ein Freudenfeuer in seinen Augen aufflackerte. Soviel Geld hatte ihm vor mir wahrscheinlich noch keiner gegeben.

»Sie sind sehr großzügig«, sagte der Inder.

»Ich will dafür etwas haben«, erwiderte ich.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Ich suche ein ganz bestimmtes Höhlenkloster.«

»Ich kenne sie alle.«

»Auch das, in das sich die schwarze Sekte eingenistet hat?« Der Zerlumpte erschrak. »Dorthin sollte ein guter Mensch wie Sie nicht gehen.«

»Sag mir den Weg!«

»Es ist gefährlich…«

»Ich weiß, was ich tue!«

»Sie können Ihr Leben verlieren!«

»Willst du mir jetzt endlich sagen, was ich wissen will, oder soll ich dir die 20 Rupien wieder wegnehmen?«

Der Bettler beschrieb mir hastig den Weg, sagte hinterher aber gleich wieder, ich solle mich nicht in die Nähe dieses verfluchten Höhlenklosters wagen.

Leider gehörte es zu meinem Job, solche gutgemeinten Warnungen nicht zu beachten. Irgend jemand mußte schließlich den Mut aufbringen, sich den Mächten der Finsternis entgegenzustellen. Ohne mich selbst beweihräuchern zu wollen, muß ich doch sagen, daß es nur wenige Männer meines Schlages auf dieser Welt gibt. Das ist keine Prahlerei, sondern eine beweisbare Tatsache.

Professor Zamorra, Tony Ballard – tja, und dann?

Als ich den Jeep wieder in Gang setzte, sah der Bettler mich an, als wäre ich dem Tod geweiht. Ich nahm mir vor, nicht nur ihm die Freude zu machen, zu überleben, sondern auch – und vor allem – mir.

Jetzt fand ich das Höhlenkloster der schwarzen Sekte. Obwohl McClure und van Dyke ihren Landrover hinter Felsen gut versteckt hatten, fand ich auch ihn. Sie waren also noch drinnen – und ich hoffte, daß sie ihren Wagemut noch nicht mit dem Leben bezahlt hatten.

***

Sie gehörten nicht mehr zusammen, waren keine Freunde mehr, das spürte Harald McClure ganz deutlich.

Etwas war zwischen ihnen, trennte sie. Sie standen auf zwei verschiedenen Seiten, und damit erging es ihnen genauso wie Abel Grogger und George McKammit.

Ein Blick in van Dykes Augen genügte, um McClure erkennen zu lassen, daß er einen Todfeind vor sich hatte.

Was war geschehen?

McClure erinnerte sich an die prachtvolle Blüte, die van Dyke in ihren Bann geschlagen hatte.

Seither war William verändert.

McClure hatte die Absicht gehabt, auf das Totengerüst hinaufzuklettern, doch van Dyke hatte es ihm verboten.

Warum? Beschützten jetzt nicht nur die Geier, sondern auch van Dyke den dürren Greis, der dort oben lag?

Unwillkürlich schaute Harald McClure zu dem unheimlichen Weißhaarigen hinauf. Er vermeinte, eine Vision zu haben.

Der Greis teilte sich auf eine rätselhafte Weise. Er blieb auf dem Rost liegen, richtete sich gleichzeitig aber auch auf.

McClure sah den Alten zweimal. Liegend und stehend.

Der Unheimliche starrte Harald McClure feindselig an. Er verließ den Turm, schwebte wie ein Geist herab, näherte sich jedoch nicht McClure, sondern William van Dyke.

Nur wenige Augenblicke dauerte diese Vision. Danach war der zweite

Greis – jener, der herabgeschwebt war – verschwunden.
McClure fragte sich, ob der Geist des Alten in van Dykes Körper eingetaucht war. Möglich war in diesem Todeskessel alles.
Vorbei war es mit McClures unbeugsamem Optimismus. Er begriff endlich, daß er zuviel gewagt hatte.
Van Dyke war diese Exkursion bereits zum Verhängnis geworden. Er war nicht mehr er selbst.
McClure musterte ihn. Die Haut des Kollegen begann plötzlich zu schillern und wurde genauso farbenprächtig wie jener Blütenkelch, vor dem er so lange gestanden hatte.
Drohte William van Dyke zur Pflanze zu werden?
Erschreckend sah er aus.
»William, ich denke, wir sollten so rasch wie möglich den Rückzug antreten«, sagte McClure mit belegter Stimme. »Der Aufenthalt in diesem Kessel ist zu gefährlich und tut vor allem dir nicht gut. Du solltest dich sehen…«
»Ich gehe von hier nicht fort.«
»William…«
»Ich gehöre hierher. Zwischen den Pflanzen und mir besteht eine Symbiose…«
»O mein Gott!«
»Auch du wirst dieses Treibhaus des Bösen nicht verlassen, Harald!«
»Du wirst mich nicht daran hindern!«
»Doch!« William van Dyke richtete seinen Colt Commander auf McClure.
Ehe van Dyke abdrücken konnte, stürzte sich McClure auf ihn.
Mit der Handkante traf er den Pistolenarm des Kollegen. Van Dykes Fingern entfiel die Waffe. McClure kickte sie fort. Sein Kollege lachte gehässig. »Das rettet dich auch nicht, Harald. Du bist verloren. Dein Leben kriegen die Geier oder die Pflanzen!«
In geduckter Haltung näherte sich van Dyke dem einstigen Freund.
»Bleib mir vom Leib!« stieß McClure nervös hervor. »Wenn du mich angreifst, bringe ich dich um!«
William van Dyke kicherte. »Nicht ich werde sterben, sondern du!« Er blieb nicht stehen.
McClure wich vor ihm zurück, die Fäuste zur Abwehr erhoben.
Keine Sekunde ließ er van Dyke aus den Augen.
Er dachte, das sei wichtig, dabei wäre es viel wichtiger gewesen, sich umzudrehen, denn dort lauerte die echte Gefahr auf Harald McClure.
Eine der Pflanzen breitete ihr Geäst zitternd vor Gier wie Fangarme aus. Darauf trieb William van Dyke den Kollegen zu, ohne daß dieser es ahnte.
Die Blüte hoch oben glich einem flammenden Stern, hatte aber auch Ähnlichkeit mit einem weit aufgerissenen Höllenrachen, der von

langen, spitzen Zähnen umgeben war.
»William, zwing mich nicht zum Äußersten!« warnte McClure heiser.
»Du ahnst nicht, wie nahe du dem Tod schon bist!«
»Noch bin ich in der Lage, mich zu verteidigen!« schrie McClure.
Er riß die Commander heraus.
Im selben Moment machte van Dyke einen schnellen Schritt auf den Kollegen zu. Einem Reflex gehorchend, wich McClure ebensoschnell zurück.
Genau das hatte van Dyke erreichen wollen.
Dick glänzte der Schweiß auf dem Gesicht des rothaarigen Ritualforschers.
»Stop!« blaffte er und zielte mit der Pistole auf die Brust des verwandelten Kollegen.
Da passierte es.
McClure befand sich in Reichweite der pflanzlichen Fangarme.
Sie schnellten mit ungeheurer Wucht auf ihn zu. Wie Peitschenenden pfiffen sie durch die Luft.
Überall trafen sie ihn, ringelten sich um seinen Brustkorb, um seine Arme, um die Beine, um Kopf und Hals.
Er schrie entsetzt auf, während van Dyke ein hohntriefendes Gelächter ausstieß.
Die Pflanze zerrte ihn zurück. Er stemmte sich dagegen, war jedoch nicht stark genug, um ihr zu widerstehen. Immer mehr Fangarme krochen über seinen Leib.
Er verstrickte sich rettungslos zwischen ihnen. Dennoch gab er nicht auf. Er wollte bis zum letzten Atemzug um sein Leben kämpfen. Er ließ sich fallen, doch die Pflanze hielt ihn fest.
Er drehte sich in ihrer dornigen Umklammerung verzweifelt hin und her. Ihre Stacheln ritzten seine Haut auf.
Als Blut aus seinen Wunden trat, fing die Todespflanze erregt zu zittern an. Ihr Zug verstärkte sich.
Sie wollte ihr Opfer fressen.
Von oben beugte sich die Blüte gierig herab. Das Höllenmaul näherte sich McClures gerötetem Gesicht.
Panik stieg in ihm hoch.
Er wußte nicht mehr, was er tun sollte. In seiner wahnsinnigen Angst brüllte er: »William, hilf mir!«
Doch van Dyke lachte ihn wie der Teufel aus. »Ich? Ich soll dir helfen? Wie kommst du auf diese absurde Idee?«
»Als wir hierherkamen, waren wir Freunde!« schrie McClure.
»Im Namen unserer einstigen Freundschaft…«
»Hast du immer noch nicht begriffen, daß du auf mich nicht mehr zählen kannst? Malagus bösem Willen hat es gefallen, mich zu seinem Diener zu machen. Ich gehorche nur noch seinen Befehlen!«

»Diese Pflanze bringt mich um, William!«
»Das soll sie. Sie ist hungrig. Sie braucht Nahrung.«
Die Fangarme hielten McClure nun so fest, daß er sich kaum noch bewegen konnte. Das Todesmaul bleckte seine Reißzähne.
Nur noch wenige Handspannen war der Satansrachen von Harald McClures Kopf entfernt.
Das ist das Ende! dachte McClure verzweifelt. Doch noch einmal lehnte sich alles in ihm dagegen auf.
»Ich will nicht sterben! Ich will nicht…!« schrie er aus Leibeskräften.
William van Dykes diabolisches Gelächter hallte laut durch den Kessel des Todes.
McClure raffte seine letzten Kraftreserven zusammen. Er besann sich der Pistole, die er noch in seiner Rechten hielt.
Es kostete ihn unendlich viel Kraft, die Waffe nach oben zu richten. Die fast unmenschliche Anstrengung ließ seine Adern dick anschwellen.
Er drückte den Kopf zur Seite, soweit dies möglich war, damit die Kugel, die er abfeuern wollte, nicht ihn traf.
Das Höllenmaul war nur noch wenige Zoll über ihm. Er schloß die Augen, preßte die Lider zusammen und zog den Stecher seiner Waffe durch.
Krachend entlud sich die Commander.
Das Geschoß strich sengend heiß an McClures Wange vorbei und sauste mitten in den Höllenrachen hinein.
Durch sämtliche Fangarme ging ein heftiger Ruck. Das Geschoß stieß die Todesblume weit nach oben.
McClure hörte ein Knirschen und Knistern. Er riß die Augen auf und sah, wie aus dem sich langsam schließenden Maul blutrote Flammen schlugen, die den Blumenkopf innerhalb weniger Sekunden zerstörten. Gleichzeitig starb die Pflanze.
Äste und Blätter verwelkten, wurden morsch und brüchig. Die Arme der Pflanze erstarrten. McClure wurde von ihnen nicht mehr festgehalten.
Bei der ersten befreienden Bewegung, die er machte, knickten die Fangarme wie alte Streichhölzer.
McClure konnte sein Glück noch nicht fassen. Er war gerettet, jedenfalls für den Augenblick.
Als William van Dyke das sah, stieß er ein wütendes Krächzen aus. Er verwandelte sich schlagartig in einen Geier, peitschte die Luft mit kräftigen Schwingenschlägen und flog zum Totenturm hoch, wo er sich neben Malagus reglosem Körper niederließ.
In diesen Augenblicken begriff McClure, daß er seinen Freund William van Dyke wirklich verloren hatte.
Er konnte für ihn nichts mehr tun, wollte versuchen, allein aus dem

Treibhaus des Bösen zu fliehen.
Der Rückweg war beschwerlich und kräfteraubend. Doch der Sieg über die Todespflanze hatte McClure neuen Mut gegeben.
In seinem Herzen keimte wieder ein klein wenig Hoffnung. Du schaffst es, redete er sich ein. Du kommst hier raus. Aber du mußt fest daran glauben.
Erschöpft erreichte Harald McClure den Gang, durch den er mit seinem Freund den Kessel betreten hatte. Er dachte an die unsichtbare Tür, die noch zu überwinden war, und er prallte unvermittelt gegen ein neues unsichtbares Hindernis.
Eine Wand war es. Glatt und kalt wie Marmor.
Sie schloß den Gang hermetisch ab. Bestürzt suchte der Ritualforscher nach einer Möglichkeit, das Hindernis hinter sich zu bringen, doch was er auch anstellte, es fruchtete nicht.
Er war und blieb im Kessel des Todes gefangen.
Aber es kam noch schlimmer!
McClure vernahm eine Vielfalt von Geräuschen hinter sich. Er wirbelte zu Tode erschrocken herum und stellte erschüttert fest, daß sich die gesamte Wand aus fleischfressenden Pflanzen langsam auf ihn zubewegte…
Ich sprang aus dem Jeep und eilte auf den Eingang des Höhlenklosters zu. Ich war aufgeregt, und mein Herz schien hoch oben im Hals zu klopfen.
Ohne zu zögern, betrat ich den Hort des Bösen. Überall auf der Welt gibt es solche Stützpunkte der Hölle.
Zerstört man einen, dann wird zumeist sehr schnell an einem anderen Ort ein neuer geschaffen.
Es ist ein Kampf, der niemals enden wird, solange dem Guten das Böse gegenübersteht.
Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß es mir nach langem, harten Ringen endlich gelungen war, den Schwarzen Tod zu besiegen. Er war nur ein Rad in der mächtigen Höllenmaschinerie gewesen, die auch ohne ihn immer noch beängstigend gut funktionierte.
Wer auch immer seinen Platz einnehmen sollte, er würde von anderen geltungssüchtigen Dämonen angefeindet werden.
Sie würden ihm Fußangeln legen, um ihn zu Fall zu bringen, und ich wollte mir diese Zwistigkeiten und Streitereien in den Dimensionen des Schreckens zunutze machen, um meinen Kampf gegen die Abgesandten der Hölle so erfolgreich wie möglich fortzusetzen.
Der Schwarze Tod war besiegt.
Aber noch existierten der Spuk, Maddox, der Dämonenrichter und Asmodina, die im Hintergrund die dämonischen Fäden zog.
Und es gab noch andere Führer höllischer Heerscharen, die nach Ruhm und Macht gierten und sich einen Namen damit machen

wollten, daß sie den Dämonenfeind Nummer eins, John Sinclair, zu vernichten versuchten.

Ich habe leider viele Feinde – und keiner von ihnen macht es mir leicht.

Ich schritt den dunklen Klostergang entlang. »Van Dyke!« rief ich. »McClure!«

Unheimlich hallten meine Rufe von den Wänden wider.

»Van Dyke! McClure!«

Die beiden Ritualforscher antworteten nicht. Konnten sie nicht mehr antworten? Mir rieselte ein kalter Schauer über den Rücken.

Hatten sie mich nicht gehört? Oder konnten sie mich nicht mehr hören?

»Van Dyke! McClure!«

Ich eilte mit großen Schritten durch den Stollen.

Plötzlich prallte ich gegen ein unsichtbares Hindernis. Mir entfuhr ein Fluch, aber ich wußte Bescheid, nachdem ich die Tür mit meinen Händen genau untersucht hatte. Hier war die Falle für van Dyke und McClure zugeschnappt!

Mal sehen, ob es mir gelang, die schwarzmagische Sperre zu durchbrechen.

***

Nachdem ich sie nicht mitgenommen hatte, hatte sich Donna Varese bei einem wichtigen indischen Wirtschaftsexperten einen Interviewtermin verschafft, um ihre Zeit zu nützen.

Sie brauchte sich nicht zu beeilen, es standen ihr noch zwei Stunden zur Verfügung, in denen sie sich umziehen und auf das Interview vorbereiten konnte.

Die schöne Römerin war mit ihren Gedanken im Moment jedoch nicht bei ihrem bevorstehenden Gesprächspartner, sondern bei Oberinspektor Sinclair, den sie für einen außergewöhnlichen Mann hielt.

Sie hatte sehr viel für diesen gutaussehenden Geisterjäger aus London übrig. Sie fand ihn unterhaltsam, charmant und anziehend, und sie hätte es ihm nicht schwergemacht, sie zu erobern.

Das wunderte sie selbst am meisten, denn bis vor kurzem noch hatte sie geglaubt, das Kapitel Männer wäre für sie für immer abgeschlossen.

Zu sehr war sie vom Leben enttäuscht worden.

Ein französischer Kulturattaché war es gewesen, der ihr das Herz gebrochen hatte. Sie hatte ihn leidenschaftlich geliebt und ihm alles gegeben, wozu sie imstande gewesen war, und sie war mit ihm eine Zeitlang so glücklich gewesen, daß sie glaubte, den Himmel auf Erden zu erleben.

Aber dann…

Er hatte sich so häßlich zu ihr benommen, daß sie selbst heute, nach fünf Jahren, noch vor Wut erbebte, wenn sie daran zurückdachte.

Ein Filmproduzent aus Cinecittà hatte sie mit vielen anderen Freunden zu einer großen Party eingeladen.

Es hatte nur so von weiblichen und männlichen Filmstars und Sternchen gewimmelt. Einer dieser strahlenden Leinwandhelden – er war eigens aus Hollywood herübergejettet – hatte sie um jeden Preis herumkriegen wollen, doch sie war standhaft geblieben.

Der massivste Einsatz hatte der Festung nichts anhaben können, und darauf war Donna mächtig stolz gewesen.

Kurz vor Mitternacht fiel ihr auf, daß sie ihren französischen Freund schon seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen hatte.

Sie machte sich auf die Suche nach ihm und fand ihn schließlich im Schlafzimmer des Hausherrn mit zwei nackten Starletts, die gerade dabei waren, ihm die ausgefallensten Wünsche zu erfüllen, während er grinsend und ohne Scham Donna angesehen hatte.

Damals war für Donna Varese eine Welt zusammengebrochen, und auf diese Trümmer blickte sie seither zurück, wenn sie einen neuen Mann kennenlernte.

Bisher hatte sie sich schon am Beginn jeder neuen Bekanntschaft gesagt: Sieh dich vor – im Grunde genommen sind sie alle gleich.

Und dann hatte sie abgeschaltet und dafür gesorgt, daß Eiswasser durch ihre Adern floß.

Doch bei John Sinclair war das zum erstenmal nach fünf Jahren nicht mehr der Fall.

Sie glaubte zu wissen, daß er nicht so war wie die andern. John Sinclair war in ihren Augen etwas Besonderes, und wenn er Interesse an ihr hatte, würde er von ihr ganz bestimmt keinen Korb bekommen.

Gedankenverloren betrat Donna Varese das Hotel »Taj Mahal«.

Sie drückte John beide Daumen und hoffte, daß er mit McClure und van Dyke aus Kanheri bald zurückkehren würde.

Donna begab sich zur Rezeption, um sich den Zimmerschlüssel zu holen.

»Einen Augenblick«, sagte der freundliche Inder hinter dem Pult.

»Ich glaube, da ist ein Brief für Sie… Ach ja, hier.«

Donna nahm das Schreiben in Empfang. »Vielen Dank.«

Es war ein Brief ihrer Redaktion. Ihr Chef teilte ihr mit, daß ihr letzter Bericht bei den Lesern gut angekommen war und ein großes Echo in ganz Italien hervorgerufen hatte.

Donna wurde gebeten, noch zwei weitere Arbeiten in dieser Richtung zu verfassen. Sie fächelte sich mit dem Schrieb kurz Luft zu und wußte Augenblicke später, wie ihr nächster Bericht in groben Umrissen aussehen würde.

Mit dem Fahrstuhl gelangte sie in ihre Etage.

Sie überlegte, ob sie die ersten Zeilen der neuen Arbeit noch rasch tippen sollte. Wenigstens die Rohfassung – und einige wichtige Stichwörter, die ihr später als Gerippe dienen konnten, das sie nur noch mit genügend Fleisch zu versehen brauchte.

Donna erreichte ihre Zimmertür.

Sie schloß auf, trat ein, und merkte, daß außer ihr noch jemand im Zimmer war.

***

Er stand neben der Tür.

Donna Varese starrte ihn einen Moment erschrocken an. Sie hatte ihn noch nie gesehen, stellte fest, daß er wie ein Seemann gekleidet war.

Es war nicht Angst, was sie empfand, sondern Entrüstung.

»Wie sind Sie in mein Zimmer gekommen?«

»Ich habe mir einen Schlüssel verschafft.«

»Was wollen Sie?«

»Ich will Sie!«

»Eine bodenlose Frechheit! Wer sind Sie?«

»Mein Name tut nichts zur Sache.«

»Sind Sie vielleicht einer der beiden Seeleute, mit denen John Sinclair gesprochen hat?«

»Sie können gut kombinieren. Gratuliere.«

»Wenn Sie nicht augenblicklich mein Zimmer verlassen, schreie ich, daß die Fensterscheiben zerplatzen!«

»Wenn Sie das tun, bin ich leider gezwungen, Sie zu töten.«

Donna Varese schluckte. Der Kerl meinte es ernst, das sah sie an seinem entschlossenen Blick.

»Weshalb sind Sie hier?« fragte die Römerin.

»Sie werden mit mir gehen.«

»Wohin?«

»Das werden Sie noch früh genug erfahren.«

»Und wenn ich mich weigere?«

»Wende ich Gewalt an!« George McKammit löste sich von der Wand. Er trat schnell auf die hübsche Italienerin zu. »Sie tun gut daran, mir keine Schwierigkeiten zu machen, Lady. Fügen Sie sich in Ihr unvermeidliches Schicksal, dann werde ich Ihnen kein Haar krümmen.« Das behauptete McKammit zwar, aber es entsprach nicht der Tatsache. Er hatte nicht die Absicht, das Mädchen jemals wieder freizulassen. Sie würde im Treibhaus des Bösen enden, wie schon viele Mädchen vor ihr.

Donna Varese spürte instinktiv, daß der Seemann nicht die Wahrheit sagte. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß sie mit ihren Schwierigkeiten fertig wurde, wenn sie sich passiv verhielt.

Sie mußte etwas tun.
Aber was?
»Sie haben also die Absicht, mich zu kidnappen!« stellte Donna fest.
McKammit grinste. »Sie merken aber auch alles.«
»Ich bin nicht reich und habe keine Familie. Von wem wollen Sie Lösegeld verlangen?«
»An Geld bin ich nicht interessiert.«
»Woran denn?«
»An John Sinclair.«
»Er ist nach Kanheri gefahren.«
»Ich weiß. Ich weiß alles, was sich in Kanheri abspielt, denn zwischen dem Hort des Bösen und mir besteht seit kurzem eine schwarzmagische Verbindung.«
Donna Varese überlegte blitzschnell. John Sinclair hatte von dem Überfall der Skelettgeier erzählt, wobei einer der beiden Seeleute verletzt worden war.
Verletzungen konnte Donna bei dem Mann keine entdecken.
Dennoch glaubte sie nicht, Abel Grogger vor sich haben, sondern jenen Mann, dessen Blut geflossen war: George McKammit!
Er mußte eine unheilvolle Infektion davongetragen haben, die innerhalb kürzester Zeit seinen Körper vergiftet hatte.
Das Böse schwamm jetzt in seinem Blut, und wenn er darauf hörte, war er gezwungen, Böses zu tun.
Immer transparenter wurden die Geschehnisse für Donna Varese. Wie auch immer John Sinclairs Besuch in Kanheri ausgehen sollte, die Schwarzmagier sicherten sich offenbar rechtzeitig ein Faustpfand, um ihn in jedem Fall in die Knie zwingen zu können.
Johns Zuneigung zu Donna war den Mächten der Finsternis nicht verborgen geblieben.
Darauf bauten sie sogleich ihren hinterlistigen Plan, um den Geisterjäger aus England, falls es nötig sein sollte, unter Druck setzen zu können.
»Ich verachte Sie!« stieß Donna Varese gepreßt hervor.
Der Seemann grinste ungerührt. »Das stört mich nicht.«
»Kidnapping ist ein Verbrechen, McKammit! Dafür werden Sie büßen!«
George McKammit hatte wohl gehört, daß die Italienerin ihn mit seinem Namen angesprochen hatte, aber er reagierte nicht darauf, sondern wies gelassen auf die Tür und sagte: »Gehen wir!«
Donna war von einem innerlichen Beben erfüllt. In ihrem Kopf überschlugen sich die Gedanken.
Sie wollte sich nicht in ihr Schicksal fügen. Sie wollte den schwarzen Mächten keine Handhabe gegen John Sinclair geben.
Johns Hände sollten nicht ihretwegen gebunden sein.

Donna Varese ergriff den Türknauf. Langsam drehte sie ihn nach links. George McKammit trat neben sie.
Es mußte gelingen!
Blitzschnell riß Donna die Tür auf. Sie knallte mit großer Wucht gegen McKammits Kopf. Die Italienerin wollte sogleich aus dem Zimmer stürzen, doch der Seemann stieß mit beiden Händen die Tür zu, ehe das Mädchen den ersten Schritt tun konnte.
Wumm!
Die Tür flog ins Schloß.
Ein Schlag warf Donna Varese zur Seite. Sie riß einen Stuhl um, auf den sie sich stützen wollte, verlor die Balance und fiel auf den Teppich.
Atemlos drehte sie sich um. Sie trat nach McKammits stämmigen Beinen, sprang auf, jagte durch das Zimmer und versuchte die Balkontür zu erreichen, doch schon in der Mitte des Raumes fing McKammit sie ab.
Zum zweitenmal landete sie auf dem Boden. Diesmal hatte sie Schmerzen in beiden Knien.
Dennoch gab sie sich noch nicht geschlagen. Wie eine Wildkatze schnellte sie hoch. Sie sprang den verhexten Seemann an und versuchte, ihm mit ihren langen Fingernägeln das Gesicht zu zerkratzen. Aber McKammit fing ihre Hände knapp vor seinem höhnisch grinsenden Gesicht ab und schaltete sie mit einem brettharten Faustschlag aus.
Jeden Mann hätte dieser Hieb niedergestreckt.
Donna Varese brach ächzend zusammen.
»Du hast es nicht anders gewollt!« sagte der Seemann mit krächzender Stimme.
Aus seinem Hals sproß ein grauweißer Gefiederkranz, doch es war noch zu früh, sich in einen Raubvogel zu verwandeln, deshalb drängte er dieses andere Aussehen zurück.
Er begab sich zur Zimmertür und öffnete sie vorsichtig. Auf dem Gang war niemand. McKammit schlich zum Lift und drückte auf den Rufknopf.
Dann eilte er zu Donna zurück, lud sich das Mädchen auf die Schulter und trug sie zum Fahrstuhl.
Die Kabine traf ein. George McKammit fuhr mit dem Mädchen bis zum letzten Stock hinauf.
Danach legte er mit seinem Opfer noch einige Stufen zurück und gelangte so auf das Hoteldach.
Von hier oben hatte man einen ungehinderten Blick auf die Arabische See. Gleißendes Sonnenlicht tanzte auf den kleinen Wellen, die wie Flitter glitzerten.
Ein boshaftes Krächzen entrang sich George McKammits Kehle, und

nun hatte er nichts mehr dagegen, daß er sich in einen Geier verwandelte.

Er gehörte nicht mehr zu den normal sterblichen Menschen. Sein Leib und seine Seele waren dem Bösen verfallen.

Sollte die MONA LISA soweit wiederhergestellt sein, daß sie auslaufen durfte, dann würde George McKammit nicht auf ihr das Land verlassen, denn sein Platz war jetzt hier.

Seine neue Heimat hieß Indien. Er gehörte nun zu denen, die Bombay in Malagus Auftrag in ein Chaos stürzen würden, damit die schwarze Macht die Herrschaft in dieser Stadt antreten konnte.

Und von hier würde der Siegeszug der bösen Kraft weitergehen.

Malagu hatte große Pläne…

Der riesige Geier packte Donna Varese mit seinen harten Greifern. Er breitete die gewaltigen Schwingen aus und stieß sich kraftvoll ab.

Majestätisch segelte McKammit mit seiner Beute vom Dach des Hotels »Taj Mahal«.

Er genoß dieses herrliche Gefühl der Freiheit in den Lüften. Er machte sich die Aufwinde zunutze und schwebte in einer Spirale nach oben.

Tief unter ihm lagen die Hängenden Gärten, ein Park, der auf Säulen über dem Wasserreservoir der Stadt angelegt ist.

Der Vogel, zu dem McKammit geworden war, hatte keine Mühe, das ohnmächtige Mädchen festzuhalten.

Donna Varese war keine Last für ihn. Er nahm Kurs auf Kanheri, denn dort erwartete ihn Malagu, sein Herr, dem er zu gehorchen hatte.

Im Höhlenkloster der schwarzen Sekte sollten sich an diesem Tag die Schicksale mehrerer Menschen erfüllen.

Einer davon würde John Sinclair, der Geisterjäger aus England, sein.

***

Ich stand vor der unsichtbaren Tür und wußte, daß ich sie, die schwarzmagisch gesichert war, knacken mußte.

Mit dämonenkraftlösenden Bannsprüchen schaffte ich es nicht.

Also fuhr ich mit dem schwersten Geschütz auf, das ich zur Verfügung hatte: mit meinem geweihten Silberkreuz, in dessen Balkenenden die Zeichen der Erzengel Michael, Gabriel, Raphael und Uriel eingraviert waren.

Ich trat dicht an die Tür heran und öffnete mein Hemd. Dann nahm ich das Kruzifix ab, ließ es an der Silberkette hin und her pendeln, konzentrierte mich vollkommen auf das unsichtbare Hindernis und formulierte einen Spruch der Weißen Magie, der – unterstützt durch mein Kreuz – die schwarzmagischen Kräfte brechen sollte.

Und dazu kam es auch.

Ein Krachen und Splittern, ein Bersten und Klappern. Mit einem Sprengsatz hätte man nicht mehr Krawall machen können.

Der Erfolg ließ sich zwar nicht sehen, aber fühlen.

Ich streckte beide Hände aus und konnte die Tür nicht mehr ertasten. Sie versperrte mir nicht mehr den Weg.

Die Kräfte des Guten hatten sie weggesprengt, aus den Angeln gerissen. Als ich meinen Weg fortsetzte, trat ich auf die unsichtbare Tür.

Sie lag auf dem Boden. Zertrümmert und unbrauchbar geworden. Ich streifte die Kette meines Kreuzes wieder über und eilte entschlossen weiter.

In meiner Schulterhalfter steckte die Beretta. Außerdem hatte ich noch meinen geweihten Silberdolch bei mir, dessen Griff die Form eines Kreuzes hat.

Meine anderen Waffen lagen in meinem Spezialkoffer im Hotel.

Ich hatte sie nicht alle mitnehmen können, denn ein Zuviel an Bewaffnung konnte auch ein Handikap sein.

Abermals rief ich die Namen der beiden Ritualforscher. Doch sie antworteten nicht.

Mir war dabei gar nicht wohl zumute. Waren die Männer bereits Opfer der schwarzen Sekte geworden?

Was hatte man ihnen angetan?

Ich beschleunigte meinen Schritt, hatte das Gefühl, von meiner Umgebung auf eine unheimliche Weise angefeindet zu werden.

Ich versuchte den Überblick zu behalten. Nicht die kleinste Kleinigkeit durfte mir entgehen, denn das Böse ist listig und tückisch. Wenn man da nicht auf der Hut ist, kommt man sehr leichit unter die Räder.

Es wurde spürbar kälter.

Das Absacken der Temperatur verriet mir, daß ich auf dem richtigen Weg war. Auf dem Weg zum Kern des Bösen.

Vor mir wurde es heller.

Und Augenblicke später machte ich eine haarsträubende Entdeckung.

Ich sah einen Mann.

Es war entweder Harald McClure oder William van Dyke. Er war etwa 25 Yard von mir entfernt.

Sein Gesicht war verzerrt. Er hatte Todesangst. Mit beiden Fäusten trommelte er gegen eine unsichtbare Wand, die seine Flucht verhinderte, während sich hinter ihm abscheuliche Horrorpflanzen immer näher an ihn heranschoben.

Mir war sofort klar, was diese Pflanzen vorhatten. Sie wollten den rothaarigen Mann fressen.

Äste und Wurzeln krochen auf ihn zu.

Er trat danach, schlug verzweifelt um sich, doch die Pflanzen ließen

sich nicht davon abhalten, ihn immer gieriger zu attackieren.

Obwohl uns nur 25 Yard trennten, konnte der Mann mich nicht sehen, und als ich ihn anrief, hörte er mich auch nicht.

Von zwei Seiten fielen lebende Parasiten auf ihn herab. Er schleuderte sie angewidert fort.

Wo sie ihn berührt hatten, glänzten blutige Fleischwunden. Er wankte, sah nicht, wie eine Schlingpflanze auf ihn zuschoß und sich blitzschnell um seinen Hals legte.

Wie die Schlinge eines Henkers! dachte ich bestürzt.

Der Mann versuchte sich von der Schlinge, die ihn zu erdrosseln drohte, zu befreien. Er schlug verzweifelt um sich, griff nach der Schlingpflanze, umklammerte sie mit beiden Händen.

Doch alle Anstrengung war vergebens.

Das verzerrte Gesicht des Mannes lief rot an. Die Augen quollen vor. Er war rettungslos verloren, wenn ich ihm nicht sofort zu Hilfe kam.

Er sollte nicht auf diese grauenvolle Art sterben.

Ich nahm abermals mein Kruzifix zu Hilfe und stürmte los. Es war höchste Zeit…

***

Im Hotel »Taj Mahal« schlenderte Yehudi, der Zimmerkellner, den Gang im zweiten Stock entlang.

Yehudi arbeitete seit zwei Jahren hier. Er war ein ausnehmend hübscher Bursche, deshalb bekam er vor allem von den weiblichen Gästen stets mehr Trinkgeld als seine Kollegen.

Trotz seiner einundzwanzig Jahre hatte Yehudi bereits so viel erlebt, daß er damit ein erotisches Buch hätte füllen können.

Er hatte kaum zwei Tage im »Taj Mahal« gearbeitet, da hatte ihn bereits ein südamerikanischer Vamp mit einem fadenscheinigen Grund aufs Zimmer gelockt, und was sich danach abgespielt hatte, wäre, wenn man es hätte veröffentlichen wollen, jeder Zensur zum Opfer gefallen.

Eine Woche nach diesem Ereignis hatte die Tochter eines amerikanischen Schwerindustriellen Yehudi vom Fleck weg heiraten wollen, und als er sich Bedenkzeit erbat, hatte das seelisch gestörte Mädchen ein Dutzend Schlaftabletten geschluckt.

Sie wurde zum Glück rechtzeitig gefunden und ins Krankenhaus gebracht. Als sie genesen war, wollte sie von Yehudi nichts mehr wissen und verließ Bombay, ohne den Zimmerkellner noch mal eines Blickes zu würdigen.

Das waren nur zwei Episoden in Yehudis turbulentem Leben. Die Reihe seiner Abenteuer hätte sich noch lange fortsetzen lassen.

Er wirkte eben auf die Frauen wie ein Magnet auf Eisen.

Soeben kam er von einer attraktiven Frau, die in Scheidung von

einem weltbekannten Dirigenten lebte.

Sie versuchte etwas anzubahnen, doch Yehudi war nicht interessiert.

Ein Geräusch veranlaßte den Zimmerkellner, im Schritt innezuhalten. Er lauschte.

Ein Klopfen war zu hören. Dumpf und hartnäckig. Zerlegte da einer der Gäste die Zimmereinrichtung?

Yehudi orientierte sich.

Er versuchte festzustellen, aus welchem Zimmer das Klopfen kam, und stellte fest, daß es aus einem Raum kam, der zur Zeit nicht belegt war.

Erst morgen sollte dieses Zimmer wieder vergeben werden. Wer aber hielt sich heute darin auf?

Yehudi holte seinen Generalschlüssel aus der Hosentasche. Er schloß damit die Tür auf und betrat das Zimmer.

Laut und deutlich war das Klopfen jetzt zu hören. Es kam aus dem Schrank. Yehudi eilte darauf zu und öffnete beide Türen.

Das Zimmermädchen fiel ihm entgegen. In ein Laken gehüllt und geknebelt.

Yehudi schluckte aufgeregt. Er befreite das Mädchen und nahm ihm den Knebel aus dem Mund.

»Was ist passiert, Dhabi?«

»Ein Mann hat mich überfallen!« keuchte Dhabi.

»Was hat er mit dir gemacht? Hat er dich unsittlich…?«

»Nein, Yehudi. Daran hatte er kein Interesse. Ich hörte ihn nicht ins Zimmer treten. Der Staubsauger war zu laut. Als ich das Gerät abschaltete, fiel er über mich her. Ich wollte um Hilfe schreien, doch dazu ließ er es nicht kommen. Mit der Faust schlug er mich nieder…«

»Dieser brutale Kerl!« sagte Yehudi entrüstet.

»Ich war sofort bewußtlos. Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Schrank. Ich kann dir nicht sagen, wie schrecklich das für mich war. Ich konnte mich kaum rühren. Mir war furchtbar heiß, und ich hatte das Gefühl, am Knebel zu ersticken.«

»Verdammt, aus welchem Grund hat der Kerl dich überfallen?«

Dhabi schob ihre Hände in die Taschen ihres Arbeitskleides und stellte fest, daß ihr Generalschlüssel fehlte.

Das also war der Grund gewesen, weshalb der Mann über sie hergefallen war.

Sie sagte es Yehudi.

»Ein Hoteldieb!« vermutete der Zimmerkellner.

»Wir müssen sofort etwas unternehmen, Yehudi.«

»Wie geht es dir?«

»Ich bin in Ordnung. Ich danke dir dafür, daß du mich…«

»Unsinn, Dhabi. Dafür brauchst du mir doch nicht zu danken. Wie sah der Kerl aus?«

Dhabi hatte kein gutes Personengedächtnis. Sie wußte nur eines mit Sicherheit: daß der Mann kein Inder gewesen war.

Und dann fiel ihr noch ein, daß er einen Vollbart gehabt hatte.

Aber das war auch schon alles, woran sie sich erinnerte.

Yehudi und Dhabi verließen das Zimmer. Sie waren sich einig, daß der Hotelmanager informiert werden mußte.

Auf ihrem Weg zu den Fahrstühlen kamen sie an einer Tür vorbei, die nicht ganz geschlossen war.

Yehudi hätte sich unter normalen Umständen nichts dabei gedacht, aber in diesem besonderen Fall war er doch der Ansicht, daß er so etwas nicht übersehen durfte.

»Wer wohnt hier?« fragte er das Zimmermädchen.

»Donna Varese, eine Italienerin«, gab Dhabi Auskunft.

Yehudi drängte das Zimmermädchen zurück.

»Was hast du vor?« wollte Dhabi wissen.

»Nachsehen.«

»Sei vorsichtig. Wenn der Mann noch drinnen ist…«

»Egal, was im Zimmer passiert, du gehst nicht hinein, ist das klar?«

Dhabi nickte. Ihr schwarzes Haar klebte auf der schweißnassen Stirn. Mit großen, sorgenvollen Augen beobachtete sie Yehudi, der auf Zehenspitzen an die halbgeschlossene Tür heranschlich.

Ihr Herz trommelte aufgeregt gegen die Rippen. Sie malte sich schreckliche Dinge aus.

Vielleicht war die Italienerin ermordet worden. Vielleicht würde der Mörder auch Yehudi umbringen und dann aus dem Zimmer herauskommen, um…

Dhabi erschrak bei diesem Gedanken so sehr, daß sie heftig zusammenzuckte und zwei Schritte zurückwich.

Yehudi erreichte die Tür.

Er legte seine rechte Hand auf das Holz und drückte die Tür weiter auf.

»Signorina Varese!«

Keine Antwort.

»Signorina Varese!«

Abermals keine Reaktion.

Daraufhin faßte sich Yehudi ein Herz und trat ein. Dhabi wollte ihn zurückrufen, brachte aber keinen Laut über die Lippen, hielt gespannt den Atem an.

Mit einem Blick erkannte der Zimmerkellner, daß in diesem Raum ein Kampf stattgefunden hatte.

Diesen Verdacht festigte vor allem der auf dem Boden liegende Stuhl.

Yehudi suchte Donna Varese im Schrank, unter dem Bett und im Badezimmer. Er wußte nicht, ob er froh darüber sein sollte, sie nirgendwo entdeckt zu haben.

Mit ernster Miene kehrte er zu Dhabi zurück. Ihre Augen blickten ihn fragend an.
Er hob die Schultern. »Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Es gibt Kampfspuren…«
»Dieses Verbrechen muß sofort dem Manager gemeldet werden. Komm, Yehudi. Wir suchen ihn auf.«
Dhabi und Yehudi betraten wenig später die Räume der Hoteldirektion im Erdgeschoß.
Der Name des Managers war Hangir. Er war ein fettleibiger, kurzatmiger Mann, der niemals ohne Zigarre anzutreffen war. Auf seiner Glatze schimmerte fast immer ein dünner Schweißfilm.
Als Dhabi und Yehudi eintraten, wußte er sofort, daß es Unannehmlichkeiten gab.
»Wie seht ihr denn aus?« fragte Hangir. »Ist euch in den Gängen unseres Hotels am hellichten Tag ein Geist begegnet?«
»Dhabi wurde von einem Mann überfallen«, berichtete Yehudi.
»Was?« Hangir sprang auf. Er riß die Zigarre aus seinem Mund.
»Der Kerl hat Dhabi niedergeschlagen, hat sie gefesselt und geknebelt in den Schrank geschlossen und ihren Generalschlüssel an sich genommen.«
»Wozu brauchte er den Schlüssel?«
»Er hat sich damit – so vermute ich jedenfalls – Einlaß in Donna Vareses Zimmer verschafft.«
»Und der Grund dafür?«
Yehudi hob die Schultern. Als er die Kampfspuren erwähnte, die er in Donna Vareses Zimmer entdeckt hatte, stieß Hangir entschlossen hervor: »Die will ich sehen.«
Der Manager verließ mit den beiden Angestellten die Räume der Direktion. Yehudi hatte in Donna Vareses Zimmer nichts verändert.
Als sich Hangir darin umgesehen hatte, standen dicke Schweißperlen auf seiner Glatze.
»Was mag hier nur vorgefallen sein?« fragte Hangir sich selbst.
»Was ist aus Donna Varese geworden?«
»Vielleicht hat der Mann sie entführt«, sagte Dhabi.
Hangir zog aufgeregt an seiner Zigarre. Er nebelte sich mit dem Rauch völlig ein.
»Kidnapping«, stöhnte er. »Wenn die Frau wirklich entführt wurde, müssen wir die Polizei verständigen. Polizei in unserem Hotel! Das hat es seit zehn Jahren nicht mehr gegeben.«
Der Manager versuchte, für die Lösung dieses ärgerlichen Problems eine andere Möglichkeit als »Polizei« zu finden.
Aber er sah keine.
In fieberhafter Eile überlegte er. Er wog alle Für und Wider ab und kam zu der Erkenntnis, daß ihm die Behörden eine Menge Vorwürfe

machen würden, wenn er sich nicht sofort an sie wandte.

Schweren Herzens entschloß er sich dazu, die Polizei zu informieren, und er hoffte, daß die Beamten sich bei der Ausübung ihres Dienstes so unauffällig und diskret wie möglich benehmen würden, damit die vielen Gäste, die zur Zeit im »Taj Mahal« wohnten, sich nicht belästigt fühlten.

Mit verdrossener Miene kehrte der Manager in sein Büro zurück.

Dort griff er nach dem Hörer des Telefons, wählte die Nummer der Polizei und sagte: »Hier spricht Hangir, der Direktor des ›Taj Mahal‹. Ich habe ein Verbrechen zu melden…«

***

Ich schlug mit dem Kruzifix zu. Klirrend zersplitterte die Wand, die den rothaarigen Mann an der Flucht gehindert hatte.

Mit einem Satz war ich im Todeskessel neben dem Ritualforscher.

Ich zog meinen Dolch. Blitzend zuckte die scharfe Klinge auf das Schlinggewächs zu.

Ein Schnitt – und der Mann war frei. Er riß sich den Rest der Schlingpflanze vom Hals und schleuderte ihn angewidert zu Boden. Ungläubig starrte er mich an.

Er hatte nicht mehr damit gerechnet, gerettet zu werden. Er hatte bereits mit seinem Leben abgeschlossen.

Ich mußte ihm wie ein fleischgewordener Schutzengel vorkommen. Er war so erschöpft, daß er sich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte.

»Sind Sie McClure oder van Dyke?« wollte ich wissen.

»McClure, aber woher…«

»Ich heiße Sinclair. John Sinclair«, sagte ich, während ich die Höllenpflanzen nicht aus den Augen ließ.

Sie waren unschlüssig, ob sie erneut angreifen sollten. Ihr Vormarsch war vorübergehend gestoppt.

Aber möglicherweise braute sich im Hintergrund etwas zusammen, von dem ich keine Ahnung hatte, deshalb stand ich mit gezücktem Dolch da und wartete auf die nächste Attacke.

»Wieso kennen Sie meinen Namen?« fragte Harald McClure.

Ich erzählte ihm in Schlagworten von Donna Varese, die das Gespräch der beiden Ritualforscher unfreiwillig im Restaurant des »Taj Mahal« mitgehört hatte.

Ich erwähnte auch den Grund meines Aufenthalts in Bombay.

McClure starrte mich wie einen Wunderknaben an. »Wie ist es Ihnen gelungen, die schwarzmagischen Sperren zu durchbrechen?«

Ich zeigte ihm mein Kreuz, das ich mir wieder umgehängt hatte, um es nicht zu verlieren.

»Damit kann ich die Kraft des Bösen entweder auflösen oder

zumindest schwächen. Kommt darauf an, wie konzentriert sie auftritt. Wo ist William van Dyke?«

McClure senkte traurig den Blick.

»Lebt Ihr Freund nicht mehr?« fragte ich erschrocken.

»Doch, Mr. Sinclair. Er lebt noch. Aber wie…«

»Was heißt das: Aber wie?«

»Er geriet in den Bann des Bösen«, berichtete McClure. Er sprach von jener unheimlichen Blume, deren schwarzmagischer Kraft van Dyke zum Opfer gefallen war. »Er ist verloren«, sagte der Ritualforscher bedauernd. »Er gehört auf die andere Seite. Malagu ist sein Herr.«

Malagu!

Ich dachte an den klapperigen Greis, der mir leidgetan und den ich im Jeep mitgenommen hatte.

Der Alte wäre mir beinahe zum Verhängnis geworden.

»Ist Malagu hier?« fragte ich den Rothaarigen sofort.

McClure nickte. »Er liegt reglos auf einem Totenrost und wird von Geiern bewacht.«

»Ich muß ihn sehen.«

»Er wird Sie nicht an sich heranlassen, Sinclair. Riesenvögel und Pflanzen unterstehen seinem Befehl. Ich habe den Eindruck, daß er nicht nur in diesem Todeskessel der unumschränkte Herrscher ist.«

»Um so mehr muß ich ihn sehen.«

»Er wird Sie töten!«

»Nein, McClure. Umgekehrt: ich werde ihn töten. Er ist ein Handlanger der Hölle, ein Monster.«

»Wäre es nicht vernünftiger, das Feld zu räumen, solange das noch möglich ist, Mr. Sinclair?«

»Gehen Sie ruhig, McClure.«

»Ich lasse Sie doch nicht allein.«

»Verlassen Sie das Höhlenkloster…«

»Wenn, dann nur mit Ihnen.«

»Ich komme nach.«

»Dann bleibe ich eben auch!« entschied Harald McClure. Im selben Moment stieß er einen Warnschrei aus. »Sinclair!«

Ich hatte den Angriff sofort bemerkt. Struppige Farne zuckten auf mich zu. Ihr verästeltes Blattwerk knisterte elektrisch. Vermutlich hätte mich bei einer flüchtigen Berührung ein Stromschlag niedergestreckt und gelähmt, und dann wären die anderen fleischfressenden Pflanzen gierig über mich hergefallen.

Ich sah, wie sie auf der Lauer lagen.

Doch ich wollte keine Nahrung für sie sein.

Mit einem weiten Satz sprang ich zur Seite. Die Farne flitzten an mir vorbei und klatschten gegen die glatte Kesselwand.

Ich wirbelte herum und stieß mehrmals mit dem geweihten

Silberdolch zu. Die Farne knickten und verfaulten innerhalb weniger Sekunden.

Das ließ die anderen Pflanzen vor Wut erzittern. Als ich mich ihnen zuwandte, krochen sie langsam zurück.

Sie bildeten eine breite Gasse.

»Wo finde ich Malagu?« wollte ich von Harald McClure wissen.

Er wies in die Richtung, in die ich gehen mußte, und sagte: »Ich zeige Ihnen den Totenturm.«

***

McKammit flog mit kräftigen Flügelschlägen. Er merkte, daß sich das Menschenbündel, das er mit seinen Fängen festhielt, bewegte.

Donna Varese kam zu sich.

Der unheimliche Geier krächzte vor Vergnügen.

Donna öffnete die Augen und erschrak. Sie hing zwischen Himmel und Erde in den Krallen eines Geiers.

Sie hatte panische Angst davor, daß der Raubvogel sie losließ.

Einen Sturz aus dieser Höhe konnte kein Mensch überleben.

Die hübsche Römerin machte Schreckliches mit. Sie wagte nicht, nach unten zu sehen.

Ihr war, als wäre sie in einen schlimmen Alptraum geraten. Sie erinnerte sich an den bärtigen Mann, der von ihr verlangt hatte, mit ihm zu gehen.

Sie dachte an John Sinclair und daran, daß der Mann sie als Faustpfand haben wollte, um den Geisterjäger unter Druck setzen zu können.

Donna erinnerte sich dunkel daran, daß sie zu fliehen versucht hatte. Was danach geschehen war, entzog sich ihrer Kenntnis.

Und nun hing sie in den Fängen dieses Geiers und war nach irgendwo unterwegs.

Wohin brachte der Raubvogel sie?

Etwa nach Kanheri?

Donna Varese mußte all ihren Mut zusammennehmen, um nach unten sehen zu können. Sie stellte fest, daß der Geier in Richtung Kanheri unterwegs war.

Was würde sie dort erwarten? Ein grauenvolles Ende? Heilige Madonna, beschütze mich! dachte Donna verzweifelt.

Sie wagte sich nicht zu bewegen, um den Greifern des Raubvogels nicht zu entgleiten.

Es war nicht mehr weit bis Kanheri.

Donna Varese begann zu zittern. Sie wollte nicht sterben. Aber hatte sie denn noch eine Chance, mit dem Leben davonzukommen?

Sie merkte, daß der Geier seine Schwingen stillhielt. Er glitt schwebend durch die Luft.

Die Last in seinen Fängen schien ihn nicht zu stören. Der Raubvogel überflog Kanheri mit seinem Opfer.

Er näherte sich einem karstigen Felsenbuckel und tauchte Augenblicke später in ein Licht ein, das nicht von dieser Welt war.

Donna Varese erschien mit einemmal alles unwirklich. Doch ein Alptraum? Wenn ja, dann hoffte die Italienerin, so rasch wie möglich zu erwachen.

Doch sie war wach.

Der Riesenvogel drehte eine enge Schleife, ließ sich nach unten sinken. Nur ab und zu korrigierte er seinen Flug mit einem kurzen Flügelschlag.

Dann segelte er wieder.

Unter sich entdeckte Donna Varese eine riesige Öffnung, die an einen Vulkankrater erinnerte.

Darauf schwebte der Geier zu. In diesen Kessel sank er mit seiner Beute hinein. Und wenig später befand sich Donna Varese da, wo Malagu sie haben wollte.

***

Ich fixierte die Gasse, die die Mörderpflanzen gebildet hatten, mit einer Reihe von weißmagischen Symbolen, die ich mit der Dolchklinge in den Boden ritzte. Dadurch wurde den Pflanzen ein Zusammenrücken unmöglich gemacht.

Sie quittierten diese Maßnahme mit einem zornigen Rascheln und Knacken.

McClure gewann neue Kräfte. Meine Erfolge, die ich gegen die Killerpflanzen erzielt hatte, bauten ihn sichtlich auf.

Er hatte Vertrauen zu mir und zu meiner Art, die schwarzmagischen Angriffe zurückzuschlagen.

Mehr und mehr wagten wir uns in den seltsamen Kessel vor. Ich hörte ein wütendes Kreischen.

»Das sind Malagus Diener«, sagte Harald McClure. »Die Geier.«

»Zu denen auch Ihr Freund William gehört.«

»So ist es leider. Sie werden uns angreifen.«

»Hier«, sagte ich und holte meine Beretta aus der Schulterhalfter.

»Die Pistole ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Damit können Sie nicht nur die Geier, sondern auch Malagu töten. Aber gehen Sie mit den Kugeln sparsam um. Jeder Schuß sollte garantiert ein Treffer sein.«

»Ich werde mir Mühe geben.«

Wir setzten den Weg fort.

Links und rechts ragten die gefährlichen Todespflanzen auf. Sie unternahmen nicht einmal den Versuch, uns anzugreifen.

Dafür waren aber die Geier wesentlich weniger friedlich. Krächzend

stieß der erste Raubvogel auf uns herab.

Er hatte es auf mich abgesehen.

Ich wartete auf ihn mit erhobenem Dolch. Als er in Reichweite war, hieb ich zu. Die Klinge bohrte sich in sein Gefieder und zerstörte sein dämonisches Leben.

Gleichzeitig hörte ich meine Beretta krachen, und dann sah ich, wie die geweihte Silberkugel den nächsten Angreifer buchstäblich in Stücke riß.

Und dann attackierten sie uns massiv.

Sie hatten erkannt, daß sie einzeln nichts gegen uns ausrichten konnten, deshalb versuchten sie gemeinsam mit uns fertigzuwerden. Mit kräftigen Flügelschlägen peitschten sie die Luft.

Über uns flatterte und kreischte eine große Schar dieser gefiederten Teufel.

Ich setzte mich zur Wehr, so gut ich es in meiner Lage konnte.

Immer wieder traf mein geweihter Silberdolch den Körper eines Feindes.

Angriff folgte auf Angriff. McClure hielt sich tapfer. Er schoß ein Biest nach dem andern ab. Dazwischen tauchte er wie ich unter herabsausenden Fängen und hackenden Schnäbeln weg.

Es grenzte an ein Wunder, daß wir bei diesen vielen Attacken keine einzige Schramme abbekamen.

Manchmal braucht man eben auch Glück, um über die Runden zu kommen.

Über mir ein haßerfülltes Krächzen. Ich zuckte zur Seite. Der harte Schnabel verfehlte mich nur um Haaresbreite.

Ich stieß meinen Dolch nach oben und nahm dem gefährlichen Angreifer damit sein schwarzes Leben.

Alle getöteten Raubvögel lösten sich innerhalb kürzester Zeit auf.

Unser Erfolg machte uns frech.

Jetzt verteidigten wir uns nicht mehr, sondern gingen unsererseits zum Angriff über.

Unsere Unerschrockenheit machte die Geier konfus. Ihr Aussehen veränderte sich. Sie bestanden auf einmal nur noch aus Knochen. In der Gestalt waren sie mir schon einmal begegnet.

Es gelang uns, sie weit zurückzuschlagen. Da wir es geschafft hatten, sie arg zu dezimieren, verzichteten sie auf eine Fortsetzung des Kampfes.

Jedenfalls wollten sie uns nicht mehr in der Gestalt von Raubvögeln attackieren.

Einer nach dem andern landete auf dem Kesselboden und nahm menschliche Gestalt an. Vielleicht rechneten sie damit, daß wir Skrupel haben würden, einen menschlichen Gegner mit derselben Härte zu bekämpfen wie einen Raubvogel, und mit dieser Überlegung

hatten sie nicht unrecht.

Es ist leichter, einen Teufelsgeier zu vernichten, als einen Gegner, der wie ein Mensch aussieht.

Nachdem der letzte Geier gelandet war, hatten wir acht Inder und zwei Europäer vor uns.

Der eine war William van Dyke.

Und der andere – ich traute meinen Augen nicht – George McKammit. Ich brauchte mich nicht zu fragen, wie er hierher kam.

Ich konnte es mir denken.

Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. McKammit war von den Knochengeiern verletzt worden. Bei dieser Gelegenheit war ihm der Keim des Bösen ins Blut geraten.

Ich hätte versuchen müssen, etwas dagegen zu unternehmen. Ich hätte seinen Körper reinigen müssen.

Statt dessen hatte ich mich darauf beschränkt, ihm die Wunden zu verbinden. Sein Anblick war ein schmerzhafter Tiefschlag für mich, denn er erinnerte mich an einen schwerwiegenden Fehler, den ich nicht hätte begehen dürfen.

Jetzt konnte ich für McKammit nichts mehr tun. Er war nicht mehr zu retten. Wenn ein Mensch einmal der Metamorphose fähig ist, ist er für das Gute verloren.

McKammit war nur noch eine menschliche Hülle, ausgefüllt bis unter die Haut mit der Kraft des Bösen.

Ich konnte nur noch eines für ihn tun: ihn erlösen…

***

»Sei uns willkommen im Kessel des Todes, John Sinclair!« höhnte der Bärtige.

Ich hielt hartnäckig seinem Blick stand.

»Du wirst hier sterben!« kündigte mir McKammit an. »Ich werde derjenige sein, der dir den Hals umdreht!«

Der Seemann trat vor.

»Vorsicht, Sinclair!« raunte mir McClure zu.

»Legst du Wert auf einen fairen Zweikampf, Sinclair?« fragte George McKammit.

Ich hätte beinahe laut gelacht. Bei Dämonen und Höllengünstlingen existierte das Wort fair nämlich nicht.

Diese Mistkerle kämpfen mit allen Tricks. Keine Finte ist ihnen zu schäbig. Es war ein Witz, wenn McKammit mir einen fairen Kampf anbot.

»Okay«, ging ich dennoch zum Schein auf sein Angebot ein.

»Tragen wir beide die Sache aus.«

»Dann leg den Dolch weg.«

»Einverstanden.« McClure zog die Luft erschrocken ein. »Sinclair, das

dürfen Sie nicht tun!«

»Lassen Sie mich nur machen«, sagte ich und drückte dem Ritualforscher meinen Dolch in die Hand. Leise raunte ich ihm zu:

»Passen Sie auf, McClure, wenn ich Ihren Namen rufe, werfen Sie mir den Dolch zu, verstanden?«

»Ja, aber…«

»Sie tun, was ich von Ihnen verlange!« sagte ich eindringlich. »Na schön.«

»He, was gibt es denn zu flüstern?« wollte McKammit wissen.

Ich wandte mich ihm kalt lächelnd zu. »Angenommen, es gelingt mir, dich zu besiegen, McKammit. Fallen dann deine neuen Freunde über mich her?«

Der Bärtige schüttelte den Kopf. »Du wirst nicht siegen, Sinclair. Sollte wider Erwarten aber doch ein solches Wunder geschehen, dann darfst du mich töten. Und du darfst mit McClure das Höhlenkloster der schwarzen Sekte ungehindert verlassen.«

»Diese Zusage soll mir Malagu persönlich geben!« verlangte ich.

»Malagu wird dazu stehen«, behauptete George McKammit und machte zwei weitere Schritte vor. Ich ging auf ihn zu. Kalter Dampf stieg aus seinen Poren. Ein unangenehmes Gefühl beschlich mich in seiner Nähe. Er war nicht mehr mit menschlichen Maßstäben zu messen, war jetzt wesentlich kräftiger als ich. Aber ich war zuversichtlich, ihn überlisten zu können. McKammit ging in Kampfstellung. Ich folgte seinem Beispiel. Er lauerte auf seine Chance. Langsam bewegte er sich im Kreis. Auch ich schritt den Kreis ab, ohne meinen Gegner auch nur einen winzigen Moment aus den Augen zu lassen.

McKammit täuschte einen Scheinangriff vor. Ich reagierte nicht darauf. Er vermutete, daß ich auf eine richtige Attacke auch nicht reagieren würde, und sprang mich unvermittelt an.

Sofort schlug ich zu. Meine Fäuste trafen ihn zweimal – und so zielsicher und hart, daß er aus der Bahn gestoßen wurde.

Er schnellte links an mir vorbei. Ich drehte mich und schlug aus der Drehung ein weiteres Mal kraftvoll zu.

McKammit sackte nach unten, aber er fiel nicht, sondern trat die Fairneß mit Füßen, indem er mir seinen Absatz in die Seite rammte.

Ich verlor das Gleichgewicht und ruderte mit den Armen durch die Luft, um es wiederzuerlangen.

Jetzt war ich ungedeckt, und McKammit brachte sogleich einige schmerzhafte Treffer an. Ich kam aus dem Tritt, verlor meinen Gegner aus der Kontrolle.

Der Bärtige setzte mir hart zu. Mein Anfangserfolg war kaum noch der Rede wert.

George McKammit bekam immer mehr Oberwasser. Er versuchte

mich zu packen und in die Wand der Todespflanzen hineinzuschleudern, doch das verhinderte ich, indem ich mich blitzschnell fallen ließ.

Er setzte zum Sprung an, wollte mich unter sich begraben.

»McClure!« schrie ich und hoffte, daß der Ritualforscher auch prompt - wie vereinbart – reagierte. Harald McClure hatte voll brennender Ungeduld auf diesen Moment gewartet.

Er warf den Dolch. Ich fing ihn auf, rollte zur Seite, als McKammit sprang. Er verfehlte mich. Ich rollte sofort wieder zurück, wälzte mich mit Schwung auf seinen Rücken und setzte ihm den Dolch an den Hals.

Wenn ich ihn erlösen wollte, mußte ich zustoßen.

Und ich hätte zugestoßen, wenn in diesem Augenblick nicht Malagus Stimme durch den Todeskessel gedonnert hätte: »Wenn du meinen Diener tötest, Sinclair, töte ich dieses Mädchen!«

Ich wandte den Kopf.

Zum erstenmal sah ich das Leichengerüst, das sich hinter einer Pflanzenwand verborgen hatte, die nun zur Seite gewichen war.

Und ich erschauerte, denn ich sah dort oben nicht nur Malagu, den dürren weißhaarigen Greis, sondern auch Donna Varese, die zitternd vor Angst neben ihm stand.

***

Abel Grogger fand keine Ruhe. Er konnte nicht verstehen, wie sich sein Freund George McKammit so sehr verändern konnte.

Hierbei ging es doch nicht mit rechten Dingen zu. Diese Erkenntnis veranlaßte Grogger, von Bord der MONA LISA zu gehen.

Er enterte das erstbeste Taxi und ließ sich zum »Taj Mahal« bringen, denn er war zu der Ansicht gekommen, daß John Sinclair von McKammits Wesensänderung Kenntnis haben mußte.

Mit kummervoller Miene stieg Grogger vor dem »Taj Mahal« aus dem Taxi. Daß die Wunden so schnell geheilt waren und nicht einmal Narben zurückgelassen hatten, war ja auch mehr als eigenartig.

Grogger war der Meinung, daß er all das nicht mehr länger verschweigen durfte.

Während er die Marmorstufen des Hotels hinaufstieg, drehte er sich mißtrauisch um und suchte mit ängstlichem Blick den Himmel ab.

Er atmete erleichtert auf, als er keinen skelettierten Geier entdecken konnte, der sich aus der Luft auf ihn herabstürzte.

Im Hotel fühlte er sich dann etwas sicherer. Er nahm sogleich Kurs auf die Rezeption.

Der freundliche Inder hinter dem Pult fragte: »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich muß Mr. Sinclair sprechen. Er wohnt bei Ihnen. Es ist dringend.«

»Tut mir leid…«
»Hören Sie, es geht um Leben und Tod!«
»Mr. Sinclair ist nicht da.«
»Können Sie mir sagen, wo er ist?«
»Ich glaube, er hat einen Jeep gemietet und ist nach Kanheri zu den Höhlenklöstern gefahren.«
»Nach Kanheri!« Abel Grogger wurde bleich. »Wieso ist er nach Kanheri gefahren?«
»Warum sollte er nicht? Die Klöster sind berühmt.«
Wieso kommt er auf Kanheri? fragte sich Abel Grogger aufgeregt.
Er erinnerte sich an das Gespräch, das er und McKammit mit dem Yard-Mann gehabt hatten.
John Sinclair hatte wissen wollen, wo sich der Sitz der schwarzen Sekte befand. Er, Grogger, und McKammit hätten es ihm gesagt, wenn die Skelettgeier nicht dazwischengekommen wären. Hinterher hatten sie nicht mehr den Mut gehabt, darüber zu sprechen.
»Von wem weiß er, daß sich der Sitz in Kanheri befindet?« murmelte der Seemann.
»Wie bitte?« fragte der Inder.
»Ach, nichts!« sagte Grogger und winkte ab. »Ist Sinclair schon lange weg?«
»Einige Stunden schon.«
Grogger senkte den Blick, als wüßte er, daß er John Sinclair lebend nicht mehr wiedersehen würde.
»Soll ich Mr. Sinclair irgend etwas bestellen?« erkundigte sich der Inder.
Abel Grogger schüttelte den Kopf und winkte mit einer matten Handbewegung ab. Er war der Ansicht, daß man John Sinclair nichts mehr bestellen konnte, dafür würde die schwarze Sekte schon sorgen.

***

Dort oben stand Malagu, der Anführer der schwarzen Sekte, und Donna Varese war neben ihm. Er wußte, daß ich nichts tun würde, was das Leben dieses Mädchens gefährdete, und ich war wütend, weil mich der Alte, der in der Lage war, sich in einen gefährlichen Wertiger zu verwandeln, so fest in der Hand hatte.
Ich nahm meinen Dolch von McKammits Hals, schob die Waffe in meinen Gürtel und erhob mich.
Die Mitglieder der schwarzen Sekte umringten McClure und mich. Mehrere Hände erfaßten mich und hielten mich fest.
Ich versuchte mich zu wehren, doch die Kerle packten um so brutaler zu. Auch McClure erfaßten sie.
Als ich meinen Blick wieder zu jenem Totengerüst hinaufrichtete, erschrak ich, denn Malagu und Donna Varese waren nicht mehr oben.

»Vorwärts!« kommandierte jemand hinter mir. Ich wurde derb gestoßen und nach vorn gerissen.
McClure und ich wurden zum Fuß des Totenturms gebracht, wo uns Malagu erwartete.
Er übergab das blasse Mädchen seinen Dienern.
»John, ich…«
»Wie kommen Sie hierher, Donna?« preßte ich heiser hervor.
»Ich hab' sie mir aus dem Hotel geholt«, sagte McKammit stolz.
Er war einer von denen, die McClure festhielten.
Ich starrte Malagu unerschrocken an. »Was soll nun aus ihr und aus McClure werden?«
Der Alte grinste mich penetrant an. Wenn ich die Möglichkeit gehabt hätte, mich auf ihn zu stürzen, ich hätte damit keine Sekunde gezögert.
Er war ein gefährliches Monster. Er war eine Bedrohung – nicht nur für Bombay.
»McClure und das Mädchen werden sterben.« Malagu sagte es hart und unerbittlich.
»Warum?« wollte ich wissen.
»Weil ich es so will!« sagte Malagu. »Man wird sie den Pflanzen zum Fraß vorwerfen!«
Mich schauderte vor soviel Grausamkeit. Ich versuchte, mich von den vielen Händen, die mich festhielten, loszureißen. Doch sie ließen es nicht zu.
»Du verdammter…«
»Schweig, Sinclair!«
»Herrgott noch mal, wieso hat dich meine Silberkugel nicht getroffen?« schrie ich trotzdem, denn ich ließ mir von diesem Höllenbastard nicht das Wort verbieten.
Der Alte grinste. »Ich gebe zu, dabei hatte ich Glück. Du hättest deine Chance wahren sollen, Sinclair. So eine Gelegenheit hat man nur einmal - wenn überhaupt.«
»Du läßt das Mädchen und McClure diesen widerlichen Pflanzen vorwerfen. Und was hast du mit mir vor, Malagu?«
»Für dich habe ich mir etwas Besonderes ausgedacht, Sinclair. Auch du wirst sterben!«
»Und wie?«
»Dich«, sagte Malagu mit fanatisch funkelnden Augen, »wird das Feuer der Hölle verschlingen!«

***

Ich hörte Donna Varese schluchzen, und mir brach das Herz, weil ich ihr nicht helfen konnte.
»Schafft ihn fort!« befahl Malagu mit schneidender Stimme. Da er zu

mir in den Jeep gestiegen war und gleichzeitig von McClure hier auf dem Leichengerüst entdeckt worden war, mußte ich annehmen, daß er nicht nur der Metamorphose fähig war, sondern auch die Fähigkeit besaß, an zwei Orten gleichzeitig zu sein.

Das ermöglichte ihm die Hölle.

Ich hätte viel darum gegeben, ihn vernichten zu können. Meine ganze Verachtung gehörte ihm, dem Diener des Bösen.

Die Mitglieder der schwarzen Sekte schleppten mich durch den Kessel des Todes, in dem sich Donna Vareses und Harald McClures furchtbares Schicksal erfüllen sollte.

Die teuflischen Schergen führten mich zu einer breiten Treppe, die von Blättern überwuchert war, doch sobald ich meinen Fuß auf die erste Stufe setzte, wichen die grauen Blätter nach links und rechts zurück.

Die Treppe führte tief unter das Kesselniveau.

Sie zwangen mich, hinunterzugehen. Ich gelangte in einen riesigen Raum mit schwarzen Wänden.

In seiner Mitte mußte ich stehenbleiben. Malagu trat neben mich.

Er murmelte Worte in einer mir fremden Sprache, und plötzlich begann der Boden unter meinen Füßen zu beben.

Ich wurde heftig geschüttelt. Ein besorgniserregendes Knurren und Vibrieren erfüllte den Raum.

Und dann brach vor mir knirschend der Boden auseinander. Eine tiefe Spalte öffnete sich. Glutrote Flammen schlugen mir entgegen.

Das war das Feuer der Hölle, das mich verschlingen sollte. Ich hörte die Schreie der Verdammten und vernahm das schaurige Gelächter jener, die sie peinigten.

Die Spalte schien mit glühendem Eisen angefüllt zu sein. Es brodelte, blubberte und waberte.

Ein grauenvolles Ende hatte mir Malagu zugedacht. Er blickte mich triumphierend an.

»Wie gefällt dir das?«

»Absolut nicht.«

»Die Hitze wird dich verschmoren, John Sinclair! Dem Feuer der Hölle ist noch keiner entronnen! Es wird auch dich vernichten!«

In den blutroten Flammen tanzten häßliche Fratzen. Ich sah abscheuliche Horrorgestalten, die sich auf mich stürzen würden, sobald ich in diese Höllenspalte fiel.

Hoch, immer höher leckten die Flammen. Bis an die Decke reichten sie manchmal schon.

Malagu gab seinen Dienern ein Zeichen. Mir stockte der Atem.

Ich dachte, nun würden sie mich in die Hölle stoßen, doch Malagu befahl ihnen mit herrischer Stimme: »Laßt ihn frei! Ich will sehen, wieviel Mut er hat. Das Feuer, das uns Macht über die Menschen gibt,

wird dich vernichten, John Sinclair! Sei kein Feigling. Stürz dich selbst hinunter!«

***

Oben, im Kessel des Todes, ereignete sich zur selben Zeit folgendes: Malagus grausame Diener, in deren Reihen sich auch William van Dyke und George McKammit befanden, wollten Harald McClure und Donna Varese den fleischfressenden Pflanzen überlassen.

Sie schleppten die beiden zu einem pflanzlichen Wesen, das an Scheußlichkeit unübertroffen war.

Es hatte einen glitschigen Stamm mit dicken borstigen Warzen, und seine Blätter waren graubraun und schlammig.

Sie waren so groß, daß man einen Menschen darin einwickeln konnte, und sie hatten die Form eines Riesenrochens.

Sie bewegten sich auch so. Ihre Ränder bogen sich fortwährend auf und klatschten dann wieder wie nasse Lappen auf den Boden.

Als die Diener des Bösen die beiden Menschenopfer auf die lappigen Todesblätter zuführten, straffte sich jede Faser in der Killerpflanze.

Donna Varese verlor vor Angst beinahe den Verstand.

Harald McClure erging es nicht besser. Der Schweiß glänzte auf seiner Stirn.

Es hatte keinen Sinn, sich gegen die Höllenschergen zu stemmen.

Sie waren in der Überzahl und waren stärker als McClure und das Mädchen.

Das Schicksal der beiden schien besiegelt zu sein.

McClure dachte daran, mit welchem Optimismus er hergekommen war. Und nun…

Er warf einen Blick auf das verzweifelte Mädchen. Donna konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Sie weinte lautlos.

Knapp vor der hungrigen Pflanze blieben die Diener des Bösen stehen. Die anderen Mörderpflanzen neideten ihrer Artgenossin den Fraß.

Sie stimmten einen zitternden und rasselnden Protest an. Doch Malagus Diener hatten sich entschieden und waren dadurch nicht umzustimmen. Ungeduldig streckte die Pflanze den Opfern ihre riesigen Schlammblätter entgegen.

Sowohl Donna Varese als auch Harald McClure wußten, daß jeder Mensch verloren war, wenn diese scheußlichen Blätter ihn erst einmal einhüllten.

Vermutlich erstickte man darin qualvoll.

»Mit wem machen wir den Anfang?« fragte William van Dyke rauh.

»Mit dem Mädchen!« entschied ein dunkelhäutiger Inder.

»Nein!« schrie Donna verzweifelt auf. »Ich will nicht sterben!«

»Los!« kommandierte der Inder.

Die andern stießen Donna Varese vorwärts. »Laßt mich!« schrie das Mädchen. »Bitte, laßt mich leben!«

Erbarmungslos drängten die Diener des Bösen das Mädchen auf die Todespflanze zu.

Donna wehrte sich gegen dieses schreckliche Ende, doch Malagus Diener waren kräftiger als sie.

Das schlammige Blattwerk wellte sich an den triefenden Rändern. Ein ekliger Gestank stieg davon auf.

Näher, immer näher führten die Schergen das Opfer an die Killerpflanze heran.

Da half alles Schreien und Flehen nichts, denn die Mitglieder der schwarzen Sekte hatten kein Herz im Leibe.

Als Donna nur noch wenige Zoll von der Mörderpflanze entfernt war, brüllte Harald McClure, der das nicht mehr mit ansehen konnte: »Halt! Nehmt mich statt des Mädchens!«

William van Dyke, sein einstiger Freund, wandte sich gemein grinsend um und sagte: »Sei unbesorgt, Harald. Auch du kommst dran. Gleich nach dem Mädchen! Die Pflanze hat einen unbändigen Appetit.«

»Ihr gottverdammten Teufel!« schrie McClure außer sich vor Wut. Er wollte sich losreißen und auf van Dyke stürzen, doch die Hände ließen ihn nicht los.

Als Donna Varese noch näher an die Killerpflanze herangedrückt wurde, drohte sie ohnmächtig zu werden.

Sie fühlte sich kaum noch in der Lage, all das Grauen durchzustehen. Sie sehnte sich nach einer barmherzigen Ohnmacht, damit sie nicht mitbekam, was die Pflanze mit ihr machte, wenn es soweit war…

***

»Spring, Sinclair!« verlangte Malagu. Der Schein des Höllenfeuers zeichnete grausame Schatten in sein altes Gesicht.

Hier also tankten Malagu und die Mitglieder der schwarzen Sekte ihre Höllenkraft, die es ihnen möglich machte, Dinge zu tun, die kein normal sterblicher Mensch tun konnte.

Eine Quelle des Bösen war das. Ein Schlund von unauslotbarer Tiefe, in den ich mich freiwillig stürzen sollte.

Wenn ich das tat, dann feierte das Schattenreich seinen größten Triumph. Ich sah meine Feinde vor mir, sah, wie sie höhnisch grinsten.

Asmodina, die Tochter des Teufels.

Der Spuk, Herrscher über die verdammten Dämonen.

Myxin, der Magier, der sich hin und wieder mit mir verbündet hatte, wenn es ihm in sein intrigenreiches Konzept gepaßt hatte.

Und all die andern Dämonen, die mir seit langem nach dem Leben

trachteten. Sie würden frohlocken, wenn ich Malagus Aufforderung nachkam und in dieses Höllenfeuer sprang.

Hatte ich eine Chance, es nicht zu tun?

Noch zeigte Malagu Geduld. Aber wenn ich mir zu lange Zeit ließ, würde er mich in das Reich des Satans hinabstoßen lassen.

Wie sollte ich das verhindern?

»Hast du Angst, Sinclair?« höhnte Malagu.

»Verdammt, ja! Ich bin kein Übermensch!«

»Der Mann, der so vielen Dämonen ein Ende bereitet hat, ist ein Feigling! Es ist nicht zu fassen! Wie war es möglich, daß du den Schwarzen Tod besiegen konntest?«

Ich ging nicht auf Malagus Spott ein.

In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Ich steckte in einer furchtbaren Klemme. Meine Situation schien ausweglos zu sein. Aber alles in mir lehnte sich dagegen auf…

»Spring endlich!« herrschte mich Malagu an. »Sonst helfen wir nach!«

Ich starrte in das alles verzehrende Feuer.

Die Gefühle, die mich durchtobten, sind nicht zu beschreiben.

Mein Atem ging stoßweise. Eiskalter Schweiß stand auf meiner Stirn.

Malagu trat einen Schritt näher. Mir kam es vor, als würden sich sein Haar und der weiße Vollbart sträuben.

Wurde er jetzt zum Wertiger?

»Zumletztenmal, Sinclair! Spring!«

Plötzlich kam mir eine Idee.

Ja, ich wollte mich in diesen Höllenschlund stürzen. Aber nicht allein. Ich hatte die Absicht, Malagu mitzunehmen.

***

Harald McClure wußte selbst nicht, wie er es geschafft hatte. Auf einmal war er frei. Die Hände, die ihn eben noch gehalten hatten, versuchten ihn sofort wieder zu packen, doch er schnellte vorwärts und entzog sich ihrem eisernen Griff.

Die Kerle, die Donna Varese der Killerpflanze übergeben wollten, hielten inne.

McClure warf sich mit einer beispiellosen Todesverachtung auf sie. Er wußte, daß er das Mädchen nicht retten konnte, aber er wollte nicht dabei zusehen, wie Donna Varese ein Opfer der scheußlichen Pflanze wurde.

Deshalb wollte er es erzwingen, daß Malagus Diener ihn zuerst vor die schlammigen Todesblätter stießen.

Seine Fäuste trafen die Schergen.

Keuchend hieb er auf sie ein, doch sie zeigten keine Wirkung. Sie verhöhnten und verspotteten ihn sogar.

»Laßt das Mädchen los!« schrie er. »Nehmt mich!«

William van Dyke lachte gehässig. »Ich sagte doch, du kommst auch dran, Harald. Kannst du’s denn nicht mehr erwarten, von dieser Pflanze gefressen zu werden?«

»Nein, ich kann nicht warten, ich will nicht warten! Nehmt mich zuerst dran!«.

Jene Diener, die ihn festgehalten hatten, schnappten ihn sich wieder. Er schlug wie von Sinnen um sich.

Er trat nach den Gegnern, doch sie rangen ihn mühelos nieder und brachten ihn mit einigen schmerzhaften Schlägen zum Schweigen.

Verzweifelt mußte er einsehen, daß er weder für Donna Varese noch für sich selbst irgend etwas tun konnte.

Das Schicksal nahm weiter nach dem Willen der Diener des Bösen seinen unaufhaltsamen Lauf.

Zwei Zoll war Donna Varese nur noch von den Horrorblättern entfernt. Das Mädchen schloß in diesem furchtbaren Augenblick mit seinem Leben ab.

***

Ich war bereit, dieses große Risiko auf mich zu nehmen. Aber Malagu sollte mich bei meinem Sturz in die Verdammnis begleiten.

Er schaute mich mit haßlodernden Augen ungeduldig an, konnte sich kaum noch beherrschen.

Ich wollte ihn und seine Schergen austricksen. Ob es mir gelingen würde, würde sich in wenigen Augenblicken herausstellen.

Meine Erregung erreichte ihren höchsten Stand. Ich vibrierte innerlich. Schließlich stand für mich eine ganze Menge auf dem Spiel.

Eigentlich alles.

»Nun?« knurrte Malagu.

»Ja«, sagte ich heiser. »Ich werde springen.«

Malagu griente. »Das ist ein Wort.« Er machte eine einladende Handbewegung. »Bitte.«

Da packte ich blitzschnell zu. Meine Hand schoß ihm entgegen wie der Kopf einer zubeißenden Kobra.

Und dann passierte alles beinahe auf einmal. Malagu wollte zurückweichen, doch ich hielt ihn fest.

Und nicht nur das, ich riß ihn auf die Höllenspalte zu. Einen Sekundenbruchteil bevor wir in das lodernde Feuer fielen, riß ich mit der Linken mein Hemd auf.

Damit legte ich mein geweihtes Silberkreuz frei. Doch das hätte noch nicht gereicht, deshalb rief ich die Namen der vier Erzengel, deren Schutz ich jetzt dringend nötig hatte.

Sie wurden sofort aktiv.

Im Nu hüllte mich ein hell schimmernder Strahlenmantel ein, der alles Böse von mir fernhielt.

Gleichzeitig verloren meine Füße den Halt.
Ich fiel – und Malagu stürzte mit mir in die brennende Unendlichkeit. Er brüllte und tobte, weil ich ihn überlistet hatte.
Immer tiefer tauchten wir in die rote Glut ein. Ich spürte die Hitze nicht, die mich hätte vernichten sollen.
Michael, Gabriel, Raphael und Uriel bewahrten mich vor einem furchtbaren Tod.
Natürlich schadete das Höllenfeuer auch Malagu nicht. Schließlich stellte dieses Feuer die Quelle seiner Kraft dar.
Seine Wut kannte keine Grenzen. Als er sah, wie die Flammen gierig nach mir schlugen, aber sofort wieder zurückzuckten, sobald sie mit meinem hellen Strahlenmantel in Berührung kamen.
Immer noch hielt ich ihn fest.
Wir überschlugen uns.
Oben, unten, links, rechts, all das hatte keine Bedeutung mehr.
Endlose glühende Weiten umgaben uns.
Grauenerregende Visionen versuchten mich zu attackieren, doch ich reagierte nicht auf sie, vertraute ganz auf den weißmagischen Schutz der vier Erzengel.
Brausende Stürme erfaßten uns und trugen uns durch Zeit und Raum. Mit einer unvorstellbaren Geschwindigkeit durchrasten wir Parallelwelten und Schreckensdimensionen.
Malagu versuchte von mir loszukommen, aber ich gab ihn nicht frei. Blind vor Haß schlug er auf mich ein, doch seine Hiebe vermochten den Strahlenmantel, der mich schützte, nicht zu durchdringen.
Das raubte ihm den letzten Funken seines Verstandes.
Wenn das Höllenfeuer nicht in der Lage war, mich zu vernichten, wollte er diese Arbeit selbst übernehmen.
Ich sah, wie er sich zu verwandeln begann.
Grelle Lichtkaskaden umschwirrten uns, während wir weiter in die unendliche Tiefe stürzten.
Eine schreckliche Angst bohrte sich plötzlich durch meine Eingeweide. Würde ich je wieder den Weg zurück finden?
Malagus Kopf wurde groß und rund. Sein weißer Vollbart zerfaserte und auch das schlohweiße Haar löste sich auf.
Ein weiches Fell überwucherte blitzschnell den Schädel meines gefährlichen Gegners.
Ein unheimlicher Sog beschleunigte unsere Sturzgeschwindigkeit um ein Vielfaches.
Bernsteinfarbene Tigeraugen starrten mich an.
Aus Malagus Händen wurden tödliche Pranken mit messerscharfen Krallen. Aus dem aufgerissenen Tigermaul blitzten mir lange Reißzähne entgegen.
Wir überschlugen uns, als Malagu mich attackierte. Gleichzeitig

drehten wir uns um eine unsichtbare Achse.

Malagus Prankenschlag trennte uns.

Ich war gezwungen, die Bestie loszulassen. Der Wertiger stieß ein triumphierendes Gebrüll aus.

Mit weit aufgerissenem Rachen griff er mich an.

Meine Hand zuckte zum Silberdolch. Von unten nach oben stieß ich mit aller Kraft zu.

Die Klinge bohrte sich in den Leib des Monsters und traf das schwarze Herz. Das Scheusal erstarrte, denn der Todesstoß mit dem geweihten Silberdolch vernichtete das Untier von innen her.

Der Wertiger wurde vor meinen Augen zum Skelett. Ich riß meinen Dolch zwischen den bleichen Rippen heraus.

Das Gerippe fiel klappernd auseinander und löste sich noch im selben Moment vollkommen auf.

Der Tiger von Bombay war vernichtet.

Aber was sollte nun aus mir werden? Sollte ich in den Dimensionen des Schreckens verlorengehen?

Ich hätte mir keine Sorgen zu machen brauchen, denn die starke Kraft des Guten beschützte mich.

Sie wandelte den tödlichen Sog in einen rettenden Schub um. Ich merkte, wie ich nach oben geschleudert wurde – zurück in meine Welt, in der es für mich noch so vieles zu tun gab.

Der Höllenschlund konnte mich nicht behalten. Er war gezwungen, mich wieder auszuspeien.

Wirbelnd flog ich in den Raum hinein, in dem ich vor wenigen Augenblicken mit Malagu und seinen Schergen gestanden hatte.

Hart landete ich auf dem steinernen Boden. Klirrend brach der schimmernde Strahlenmantel, der mich schützend umhüllt hatte, auseinander.

Die Spalte im Boden schloß sich. Der rote Schein des Höllenfeuers erlosch. Von Malagus Schergen war nichts zu sehen.

Ich entdeckte schwarze Aschehäufchen. War das alles, was von ihnen übriggeblieben war?

Donna Varese und Harald McClure fielen mir ein. Sie sollten den Killerpflanzen zum Fraß vorgeworfen werden.

Ich stürmte los, hoffte, sie noch retten zu können. Atemlos hetzte ich die Treppe hinauf.

Als ich den Kessel des Todes erreichte, umgaben mich verwelkte, verfaulte, restlos abgestorbene Pflanzen.

Nichts, was Malagu mit Hilfe der Hölle in diesem Treibhaus des Bösen geschaffen hatte, existierte mehr.

Ich sah Donna Varese und Harald McClure, der das Mädchen stützte. Die beiden stolperten über stinkendes Blattwerk und Geäst auf mich zu.

Sie berichteten mir, daß Malagus Diener plötzlich in Flammen aufgegangen und zu Asche geworden seien.

Er war gewissermaßen ihr Katalysator gewesen, der sie mit schwarzem Leben versorgt hatte. Deshalb hatte sein Tod gleichzeitig auch ihr Ende zur Folge gehabt.

Wir verließen erschöpft, aber froh, noch am Leben zu sein, das Höhlenkloster der schwarzen Sekte.

Als wir das Hotel »Taj Mahal« erreichten, war Donna Varese immer noch ziemlich fertig. Verständlich, nach allem, was sie durchgemacht hatte.

Tapfer lächelnd hängte sie sich bei mir ein.

Zunächst konnten wir die Freude des Hotelmanagers nicht verstehen, die er zeigte, als er Donna wiedersah.

Als er uns dann aber erzählte, er habe sich an die Polizei gewandt, weil er befürchtet habe, Donna wäre einem Verbrechen zum Opfer gefallen, verstanden wir seine Freude.

Und er freute sich noch mehr, als ich ihm eröffnete, daß ich alles Weitere selbst mit den Behörden erledigen würde.

Einen Tag danach brachten mich Donna Varese und Harald McClure zum Flugplatz.

»Ich werde nie vergessen, was Sie für uns getan haben«, sagte der Ritualforscher.

»Auf Wiedersehen, Geisterjäger«, lächelte Donna.

»Auf Wiedersehen.«

»Wenn Sie Ihr Job einmal nach Rom führen sollte, müssen Sie mich unbedingt besuchen.«

»Das werde ich.«

»Ich wohne in der Via Appia.«

»Ich werde Sie finden, Donna.«

Das hübsche Mädchen trat einen Schritt näher. »Ciao, John«, sagte sie und küßte mich auf den Mund.

Der Kuß schmeckte nach Erdbeeren, und ich hatte den Geschmack immer noch auf den Lippen, als ich schon lange wieder auf dem Heimweg war…

ENDE